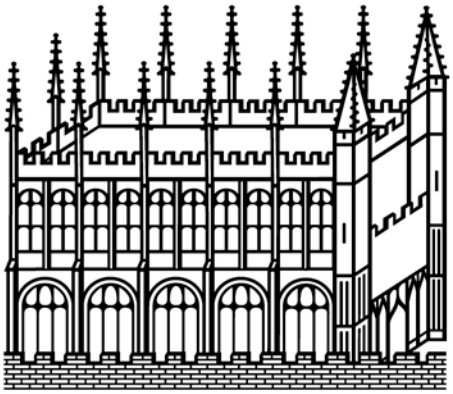

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

35 b. 20

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

VII.

Kritiken.

Inhalt.

	Seite
La Morale appliquée à la Politique. Par Jouy	1
Ariſtokratismus	11
De la peine de mort en matière politique. Par Guizot	19
Cooper's Romane	23
Nouvelles lettres Provinciales	31
Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg u. ſ. w. von Stille	52
Zeitgenoſſen	57
Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf . .	65
Die gute Sache von Steffens	69
Lettres sur la Suisse. Par Raoul-Rochette	79
Les Cabinets et les peuples. Par Bignon .	90
Les Loisirs d'un Banni, par Arnault . .	93
De l'Education, par Madame Campan . .	96
Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Von Fouqué .	102
Humoral-Pathologie	108
Gelaſius, von Maltitz	117
Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben	131
Irländiſche Erzählungen	135
a. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Rabbé. b. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Simonot	139
Fortgeſezte Reiſe nach Hammelburg	151

Seite

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par Raoul-Rochette . . . 153
Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels . . 162
Islaor, oder der chriſtliche Barde. Von Salvandy . 164
L'exalté. Par Picard 167
Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von Pouqueville 173
Der ewige Jude 180
Les Pyrénées et le midi de la France. Par Thiers 246
L'art de faire des dettes 249
Ueber Etwas das der Heilkunſt Noth thut. Von Windiſchmann 251
Lettres sur la toilette des Dames. Par Mad. Voïart 263
Die Serapions-Brüder. Von Hoffmann . . 273
Résumé de l'histoire de France, de Bodin . 284
Voyages des frères Bacheville 288
Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Stiebel . 291
Histoire de la Révolution Française, par Thiers 295
Les diners du Baron d'Holbach. Par Mad. de Genlis 304

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par C. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Miniſter, geheime Legations-Räthe, Geſandtſchafts-Secretäre, diplomatiſche Perſonen überhaupt, welche Alle, wie bekannt, große Menſchenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieſes Buch, auch nachdem ſie ſchon den ganzen Titel geleſen hätten; ſo ſehr gefiele ihnen das Geſicht des Verfaſſers, welches aus dem beigefügten Kupferſtiche zu erſehen iſt! Dieſe feinen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche die Zunge ſo klug bewachen; dieſe ſpitzbübiſche Naſe, welche durch zwanzig Thüren, die heutige Laune des gnädigſten Herrn wittert; die ſchelmiſchen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterſchaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever

etwas geſchrieben ſteht; dieſe zierlich gekrauſten Haare; dieſe Halsbinde, deren Schleife, in weniger, als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht, könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidnen Handſchuhen aus, und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſeyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Eremite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb, und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte, und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrornen Dünſten und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond mit mat=

terem Glanze. Die Höfe der Fürſten ſind gleicher Beſtandtheile, und ſo umgeben, werden dieſe nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünſte zu zerſtreuen, giebt es kein beſſeres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Abſicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern ſtreichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geſchrieben, und als König manchmal nach ſeinen Vorſchriften gehandelt, ſagte Voltaire: er ſpucke in die Schüſſel um Andern die Eßluſt zu vertreiben. Schöner und maleriſcher kann dieſe Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit ſeinem beſten Weine: er ſchrieb Gift auf die Flaſchen, um die Lüſternen abzuſchrecken, er ſelbſt aber trank und lachte. Die Schwerkraft der ſittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, ſondern auch der Sterne am Thronhimmel, ſoll noch ein anderer Newton geltend machen. Es iſt höchſt wunderſam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben ſo addirt, ſubtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große, wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemeſſen, wie Ackerſtücke!

Es iſt wahr, Herr Jouy iſt ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberſchriften ſeiner Kapitel lieſt. Von der Moral der Staatsbeamten; von der miniſteriellen Moral; von der Moral in den diplomatiſchen Verhältniſſen; von der Moral in dem Finanzweſen — und manchmal noch närriſcher iſt das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In ſolchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu ſagen; aber was früher gedacht worden iſt, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy ſchon bekannte Dinge vorſetzt, hat er wenigſtens ein ſchmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geſchrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war ſehr erſprießlich. Denn ſo lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren ſinnbildlich dargeſtellt wird, iſt für die gute Sache kein entſcheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk wie das angezeigte, in dieſen Tagen ungeneckt erſcheinen durfte, darüber mag man ſich billig wundern. Aber die Gedankenwächter ſind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederſchauern.

Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können, die Herren haben ganz ihren eigenen Verſtand.

Um die Leſer mit dem Geiſte und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus ſeinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatiſchen Verhandlungen, iſt auch von den Griechen die Rede. Der Verfaſſer drückt ſich wie folgt aus: „Religion und Menſchlichkeit rufen den Fürſten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche ſich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrloſeſten Geſchöpfe, Greiſe, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einſtürzenden Dächern ihrer Häuſer zermalmt..... Sachte, ſachte, hätten ehemals barbariſche Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir ſie erobert, auch behalten wollen, müſſen wir alle Keime des Widerſtandes ausrotten laſſen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus ſeiner Aſche erſtehe, muß erſt dieſer neue politiſche Körper ſo erſchöpft ſeyn, daß er niemals in der Folge, der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes, irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſ-

ſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!.... Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſeyn, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen, wie im Joniſchen Meere, ſollen nur britiſche Segel wehen..... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn." — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmereien hingehen laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet, und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Verſprechungen und Schwüren iſt folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu leſen. Ich wüßte nicht, auf wel=

ches Land es ſich ſonſt beziehen könnte. „So bald in einem Lande die Freiheit gegründet iſt, ſind deren wohlthätige Folgen ſo groß, daß ſie unter den Völkern, welche ſie genießen, die leidenſchaftlichſten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen ſie mit aller Macht ihrer geheimen Wünſche herbei, und begrüßen ſie mit Jauchzen. Die Fürſten ſelbſt ehren und fürchten ſie. Wenn die Hand der erzürnten Götter ſchwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen, durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen ſie das Volk zu Hülfe. Da ſie Alles von ihm empfangen, haben ſie ihm nichts zu geben, was ihm nicht ſchon gehörte; aber von ſo vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, iſt die Freiheit das einzige, welche es bedauert; auch iſt es immer die Freiheit, welche die Fürſten dem Volke zurückzugeben verſprechen, ſo bald ſie in der Gefahr um ſeinen Beiſtand flehen. Aber iſt die Gefahr vorüber, dann richten die Miniſter der Könige Verordnungen und Proſcriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung ſo heiliger und ſo neuer Verſprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu ſchieben! Bald erfordert die Wichtigkeit

eines ſo großen Unternehmens, daß ſeine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntniſſen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorſichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um ſich in der Wahl ſolcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen ſcheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald ſind es die Staatsbedürfniſſe, bald eingetretene Verhinderungen, und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geſchäften nöthigen. Unterdeſſen vergehen Monate, vergehen Jahre, und ſtatt der ſo feierlich verſprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus, zu der Kette, welche die Völker feſſelt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Verſprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen ſuchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den erſten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, ſahen ſich anfänglich ſanft abgewieſen; dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumſchränkte Gewalt ging unterdeſſen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von neuem zwiſchen Sklaverei und Aufruhr geſetzt,

müſſen entweder die alten Ketten der Dienſtbarkeit noch einige Jahrhundert länger ſchleppen, oder ſie ſelbſt zerbrechend, ſich unverdient, Aufrührer ſchelten laſſen.“

Auf einen der Fußwege der jetzigen franzöſiſchen Regierung, wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir ſahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anſtalten entſtehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer ſollte es glauben? Faſt alle jene Induſtrie-Schulen, faſt alle jene Beſſerungshäuſer, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, ſind geſchloſſen worden, oder haben ihre Beſtimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergeſtellt werden müſſen, um das Werk der gothiſchen Wiedergeburt, an welchem man ſeit einigen Jahren ſo eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Beſſerungshäuſern aufgenommenen Bettler, waren die Armen des Staats, und unſere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das iſt eine der Koketterien unſerer heutigen Frömmlinge, und ihrer Miſſionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philoſophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen.

Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche bedürftig zu ſeyn, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Anſprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln muß man erſt beweiſen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren ſind die gutdenkenden Armen, an ihren ſchriftlichen Zeugniſſen unpatriotiſcher Geſinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen ſie, der Forderung gewiſſer Frömmlinge gemäß, verſehen ſeyn müſſen. Trug und Lug ſind die Rechts-Erforderniſſe der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigſten, aber nicht der ſchlechteſten Art, tragen die privilegirten Bettler, Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die ſie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüſten ſich in der Livree des Elends, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit die ſie beſoldet, einen Tauſchhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten, und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversations-Lexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: Die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts, werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht seyn, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hector, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hector entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena, und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener, und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſations-Lexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch, in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des neuen Converſations-Lexicons angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra, über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche, ärgerlich den Kopf geſchüttelt — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe, ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch jeder, der nicht taub ſey, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand ihn wieder nicht. Da ſetzte ich mich

nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaſſer des genannten Artikels, wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deſſen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dies läge an dem Unverſtande des Leſers, denn wer keinen Kopf hat, dem kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappieren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt aufs vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jetzt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch, und laßt Dämmerung ſeyn! Der Verfaſſer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laſſen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie, keine Ariſtokratie — dieſe Streitſache läßt ſich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfaſſer erklärt ſich

mit Bestimmtheit gegen die Adels=Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes=Aristokratie, und mit Hitze die Beamten=Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts=Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile, sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes=Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maaßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes=Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistes=Aristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen klug zu seyn, und auf ihre Art klug zu seyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre

uns vor Philoſophen auf dem Throne? Die Menſchheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Miſchung von Dummheit, wie die Luft eines Beiſatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da. Den Individualitäten die möglichſt größte Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen, ohne daß ſie ſich wechſelſeitig hindern — das iſt die Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich bin die Welt, kann jeder Menſch, und mit größerem Rechte ſagen als Ludwig XIV. ſein l'Etat c'est moi geſagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landſtraße, man muß Feldwege öffnen. Beſtaubt, geſtoßen, gequetſcht, ſteigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlaſſen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier iſt das Uebel. Der Verfaſſer des Artikels Ariſtokratismus, ſah dieſes ſo wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Geſellſchaft leidet, aus einer Aſthenie der Regierungen erklärte, da ſie doch offenbar in einer Hyperſthenie derſelben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterſchied; Monarchien, Ariſtokratien, und Demokratien, leiden alle an der

Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfaſſer ſagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geiſtigen die Herrſchaft über dem Materiellen verſchafft werde, ſo muß auch eine jede ihrem innerſten Weſen nach ariſtokratiſch ſeyn.“ Erſtens hat die Menſchheit keine andere Beſtimmung, als ſich ihres Daſeyns zu erfreuen. Zweitens ſoll das Geiſtige nicht herrſchen über das Materielle, ſondern ſich mit ihm verſchwiſtern. Was heißt Geiſt, was Materie? Das ſind lauter fixe Ideen. Drittens, die Beſtimmung der Menſchheit ſey, welche ſie wolle, es iſt nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menſchheit ihrer Beſtimmung zuzuführen. Die Regierung iſt nur etwas negatives, ſie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, ſondern daſſelbe nur vom falſchen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung iſt alſo ihrem Weſen nach demokratiſch. Ferner heißt es: „Es iſt einer der größten und gefährlichſten Irrthümer unſerer Zeit, daß die Staatsregierung dienend ſey, und den Geſammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtſchnur nehmen müſſe, wie ſelbſt Zachariä behauptet.“ Zachariä hat Recht, und der Verfaſſer hat Unrecht. Der Geſammtwille des Volkes iſt der Fürſt von Rechtswegen, jede andere Regierung iſt nur eine factiſche. Und wenn

Sokraten und Platonen den Scepter führten, ſie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger ſo denken und handeln ſollen, wie ſie, denn verſchieden ſind die angebornen Neigungen und Gaben der Menſchen, und dieſe Verſchiedenheiten aufheben wollen, das iſt die Tyrannei, der ſich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., ſchuldig gemacht. Leben und leben laſſen — in dieſem Grundſatze, können Moral, Politik und Egoismus, ſehr friedlich nebeneinander beſtehen. Uebrigens ſoll man nicht von Irrthümern der Zeit ſprechen; die Zeit irrt nie, und ſie weiß immer am beſten was ihr gut iſt. Nur muß man gehörig erforſchen, ob es auch wirklich die Zeit iſt, welche wünſcht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menſchen in einem Staate. Das iſt der lächerliche Eigendünkel der Geiſtesariſtokraten, daß ſie glauben, das Volk ſey dumm, und müſſe wie Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verſtand, nur beſteht ſein Geiſtes-Reichthum, nicht wie der unſere in geprägter Münze, ſondern im Grundbeſitze, der jenem vorzuziehen iſt, denn er iſt dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden vom Miniſter bis zum Pedell herab, iſt, daß das Regieren ein großes Geheimniß ſey, welches dem Volke zu ſeinem Beſten verſchwiegen werden müſſe.

Thorheit! die Lehre des alleinigen Gottes iſt jetzt durch alle Klaſſen verbreitet, und die bürgerliche Geſellſchaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtauſende lang haben ägyptiſche, indiſche, griechiſche und römiſche Prieſter gemeint, die Ruhe und das Glück der Menſchheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu laſſen. Die Herrſchſucht verkleidet ſich in tauſend Geſtalten, es ſind aber immer die nämlichen Augen, die durch verſchiedene Masken ſehen. Es iſt hohe Zeit, daß die Faſtnacht endige, und daß wir zur Beſinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris 1822.

Mord=Politik — hatte ich große Luſt zu über=ſchreiben, aber ein ſolcher Ausdruck darf erſt nach ſeiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Na=poleon in Moskau war, verſchwor ſich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechts=wegen zwölf Kugeln durch Kopf und Bruſt. Auf dem Wege zum Richtplatze, ſagte er zum Volke, welches: es lebe der Kaiſer ſchrie: „ja, laßt nur euren Kaiſer leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder ſetzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach we=niger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre ge=wartet mit ſeiner Verſchwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die andern alle

hießen, auch von Rechtswegen erſchoſſen. Ihr Tod war nicht des Schuſſes Pulver werth. Zwölf Monate ſpäter wurden ihre Gebeine ausgegraben, und unter Jubelgeſängen herumgetragen; — Moutarde après dîner! Die Verſchwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, ſie ſitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeſchnürt von Rechtswegen. Deren guten Freunde haben ſich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der Königlichen Leibwache, die ſich am 7. Juni gegen die Cortes verſchworen, von Rechtswegen erſchießen laſſen. Jetzt ſammeln gute Royaliſten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue..... Vielleicht findet man, daß ich zu ſcherzhaft von ſolchen fürchterlichen Dingen ſpreche: aber unſere jetzige Welt iſt zu erhaben, um nicht lächerlich zu ſeyn. Und dann fordere ich Jeden, ſogar jeden Deutſchen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphyſik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich ſchreibe in Paris) in den erſten drei Tagen pragmatiſch, ja ſogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorſichtig iſt... Seit dreißig Jahren mußten ſo viele Tauſend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernſthaften Grimaſſen, mit denen man dabei zu

Werke geht. Iſt der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwiſchen Nova-Zembla und Liſſabon, von Hütte zu Hütte, von Pallaſt zu Pallaſt; jeder Bettler, jeder Fürſt wird euch ſagen: ja der Raubmord iſt ein Verbrechen. Fragt ihr aber ob das ein Verbrechen ſey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — ſo werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menſchen verſchiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen ſey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, verſucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das iſt außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Geſtern haben ſie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verſchwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird ſie rächen; denn was dieſſeits der Pyrenäen Laſter, wird jenſeits Tugend genannt. Hier wie dort, rufen die ſchnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leſen den Schlachtopfern ihrer Selbſtſucht oder ihrer Dummheit, das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit ſeufzen die ſpaniſchen Conſtitutionellen, und nach wenigen Wochen kann ſich zeigen, daß die Nothwendigkeit ſo nothwendig nicht geweſen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die franzöſiſchen Royaliſten. Dieſe letztern haben gewiß Recht. Dieſe beſcheidenen Menſchen verlangen kein Morgen-, ſie wollen nur die Ueberreſte des Mittagseſſens am Abende verzehren, und dann ſich ſchlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menſchheit nur noch Einer übrig bleibt: dann habt ihr beide euern Willen: die abſoluteſte Monarchie und die reinſte Republik — einen König ohne Geſetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenſtand gründlich beſprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen?

IV.

Cooper's Romane.

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter, mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume, und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe ſich alles gefallen laſſen und dürfe nicht mucken — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch

alle geborne Romanenhelden ſind? Wir haben keine, weil der Grundſatz wahr iſt. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müſſen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregiſtrirten Menſchen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen, und Dienſtgebornen Menſchen, welchen das Herz klopft, ſo oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unſerem Gefach-Leben, verlaſſen nie den Stand und die Zunft in welchen die Wiege unſerer Eltern geſtanden, und Stände und Zünfte ſind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und ſie ſind unkünſtleriſchen Stoffes. Weil wir unſeren Lebenskreis nicht überſchreiten, erfahren wir auch nicht, was ſich innerhalb des Kreiſes begiebt; denn man muß andere kennen lernen ſich ſelbſt zu kennen. Die Eilwagen auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zuſammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber ſie ſind noch zu neu, dieſe Poſtmuſen ſind noch zu jung, und immer noch iſt zu fürchten, daß die Bontanibaier Spitzbuben, früher gute Romane ſchreiben werden, als die ehrlichen Deutſchen. Wir haben keine Geſchichte, kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt,

und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſey es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm, ſagte, als er einſt bei Tiſche zwiſchen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir Deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem, und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſitzt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutſcher

Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handſchriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzoſe oder Engländer. Wie ſollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geſchichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und iſt er es geworden, was hat er zu denken? Er iſt unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts iſt ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend iſt ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienſt. Kein anderer Jubel als Dienſtjubel. Sind ſie recht alt, mager und zähe geworden, dann ſpickt man ſie mit Nadeln für das Nachteſſen der Würmer, und umflechtet ſie mit der Peterſilie deutſch-vaterländiſchen Ruhms. Adlige Dichter ſind herablaſſend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeiſter; die Glocken läuten, die Thürmer blaſen, die Gaſſenbuben jubeln, im Deckelglaſe grinzt ſauerer Wein, die Aemter ſind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Bruſt, weint Freudenthränen, und ſtirbt am Wonne-Schlag. Pfuy! lieber eine alte Maus ſeyn, als ſolch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt ſo wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeiſchaffe. Doch was liegt

daran? Es giebt nichts lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es iſt nichts kindiſcher als Vaterlandsliebe. Die ganze Menſchheit iſt ein Volk, die ganze Erde iſt ein Land; Gaben, Mühen und Genüſſe ſind vertheilt — die Engländer ſchreiben Romane, und wir leſen ſie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger ſeyn als die, und immer noch viel. Daß aber ſelbſt die Amerikaner es uns zuvorgethan, ſo ein junges Volk, das kaum die ſchwäbiſche Reife erlangt, das beſchämt, das entmuthigt. Waſhington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künſtler, wie Walter Scott es iſt, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er ſpringt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunſt des Himmels noch der Menſchen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten, auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber iſt Cooper nicht. Manche Deutſche kommen ihm gleich an Kunſtfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner iſt — verſteht Ihr? daß er ein Amerikaner iſt. Das haben auch die deutſchen Ueberſetzer ſeiner Romane gefühlt, und ſie haben darum auf dem Titelblatte

dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſetzt. Es iſt ein Titel wie ein Anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: „Seine Excellenz der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper" — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler lieben das Gewordene, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält; ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſo bald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige, verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Ge-

walt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit. Cooper aber — iſt ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln friſche, jungfräuliche Menſchen, friſch und jungfräulich, wie ihre Natur es iſt. Sie haben ihre Schwächen und Laſter, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden, ſind kenntlichen Ausdrucks, und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren, durch einfließende Nervenſchwäche, und Romantik. Ihre Lebensverhältniſſe ſind klar und heiter, nicht als athmeten ſie im Roſenſchimmer unvergänglicher Freuden; ſie kennen den Schmerz wie wir; aber Luſt und Trauer, Licht und Finſterniß ſind geſchieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unſern Romanen. Darum werden dem Leſer geſunde Rührungen, die aus reinem Herzen quellen, die nicht aus morſchen Thränenfiſteln ſickern. Dort ſind die Bürger, ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten ſich froh bewußt; denn ihre Pflichten ſind auch ihre Rechte. Das Geſetz des Bürgers und des Staates iſt dort blank, ſtark geprägt und ſcharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beſchmutzt von den Händen beſtochener Richter, nicht vergriffen und beſchnitten von den tauſend Fingern der hundert Schreiber, Ad-

vokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verſtändige Leſer ſchon alles von ſelbſt heraus=finden, und iſt er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris 1825.

Stellte man einen Unkundigen, unbelehrt, auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkriegs beobachtete, und davon Rechenſchaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes ſey? — würde er berichten, was ihm ſeine Augen erzählt. Er würde ſagen, die feindlichen Heere ſuchten ſich wechſelſeitig aufzureiben, oder ſich einzuſchließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck ſey, jenen Hügel zu erſtürmen, dieſes Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu beſetzen, dieſe Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen. Der

Beobachter hätte dann nur erzählt, was er geſehen, hätte nichts falſch geſehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechſelt. In einer ähnlichen, doch in einer weit ſchlimmern Lage, befindet ſich derjenige, der die Meinungskämpfe unſerer Zeit betrachtet. Hier vereinigt ſich alles ihn zu täuſchen und irre zu führen. Die Leidenſchaftlichen in ihrer Haſt, wiſſen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wiſſen nicht zu handeln. Die einen täuſchen ſich über das, was ſie wollen, die andern ſich über das was ſie können. Die, welche die Macht beſitzen, rechten, und die, welche das Recht beſitzen, kämpfen; es iſt als ſtritte jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für ſchwach gehalten, weil ſie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil ſie ihre Kraft verbrauchen, und man nicht wahrnimmt, daß ſie das Kapital ihrer Kräfte verzehren, und mit ihrem Glanze ihre Anmuth, mit ihrer Anſtrengung ihre Schwäche ſteigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geſchlagenen tönt wie Siegsgeſchrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Beſiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So iſt alles verwirrt und verwir-

rend und erſt der Friede wird uns belehren, über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Saamen der Familienzwiſt auch entſproſſen ſeyn mag, der die bürgerliche Geſellſchaft des europäiſchen Feſtlandes theilt: es ſey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenſchaft — es muß eine höchſte Leidenſchaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen, und eine höchſte Vernunft, in der alle gute Geſinnungen ſich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft ſey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es iſt eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft giebt. Was für vernünftig zu halten, wird erſt unterſucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an ſein Recht, ſo lange er in friedlichem Genuſſe, wie keiner an ſeine Geſundheit, ſo lange ſie ungeſtört iſt. Der Spruch des Richters folgt dem Widerſpruche der Parteien, und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen ſagen: es werde geſtritten für oder gegen die Unbeſchränktheit der Herrſchaft. Aber wenn es dieſes wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeſchickt erklären. Wenn dieſes es wäre, würde man nicht ſehen, daß Regierungen mit der Ariſtokratie

und der Geiſtlichkeit, mit Körperſchaften gemeinſchaftliche Sache machen, die, jede für ſich, die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen, und wo ſie dieſes nicht vermögen, ſie wenigſtens zu theilen ſuchen. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß die Feinde unbeſchränkter Regierungen gegen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit eifern die ihnen doch dazu dienen, den gemeinſchaftlichen Feind, den Miniſterialismus ſchwächen zu helfen. Man hört die andern ſagen, es ſtreite ſich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrſchſucht noch der Freiheitsliebe Bürgſchaft. Frankreich unter ſeiner jetzigen monarchiſchen Verfaſſung, genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genoſſen, und die Regierenden in einigen ſchweizeriſchen Freiſtaaten haben größere Gewalt als ein König von England ſie hat. Kann nun die Herrſchaft in Freiſtaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, ſo kann es die Regierungsform nicht ſeyn, die der Gegenſtand des Kampfes iſt. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und ſie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit beſtehen, und nur dieſe beglückt. Die Franzoſen genoſſen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der franzöſiſchen Revolution, das jetzt noch fort-

tönt: Die Herrſchaft der Menſchen ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſeyn. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren geſetzlich, von dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther der Willkür eines Tyrannen Preis gegeben zu ſeyn, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität, von der man man ſagt, ſie ſey hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſeyn, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſeyn, und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen

Trieben, kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenſchaften und alle guten Wünſche entſproſſen, die ſich ſeit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle ſeyn, woraus das Verderben, eine andere woraus das Heil entſpringt. Wir wollen dieſe aufſuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie iſt nicht zu entdecken, ſie iſt nur wieder zu finden; ſchon Montesquieu hat ſie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in ſeiner Zeit noch nicht wie in ſpäterer, zum breiten alles verheerenden Strome fortgewachſen, nicht von gleicher Bedeutung erſcheinen, als ſie uns erſcheint, und eine Wahrheit, welche erſt durch die Reibungen unſerer Zeit durchſichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie ſchüchtern gedacht, ſo nur leiſe ausgeſprochen, in dem kurzen Satze: **il ne faut pas trop régner.** Aber dieſe ſechs Worte löſen alle Räthſel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeſchränkt oder beſchränkt ſeyn müſſe; ob ſie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werden, ob ſie beharren oder wechſeln ſolle, nicht ob

die Geſetzgebung von dem Fürſten, oder von dem Volke, oder von deſſen Stellvertretern ausgehe; nicht ob die freie Willkür der Herrſcher, oder das Geſetz ſolle walten; nicht ob Gleichheit oder Vorrecht ſolle ſeyn; nicht ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu ſuchen — ſondern das iſt die Frage: iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Urſprüngliche, iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Bedingende anzuſehen? Iſt der Menſch frei geboren, und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?

Als Ludwig XIV. ſagte: L'état c'est moi! war nicht ſein größter und gefährlichſter Wahn, daß er ſich für den Staat angeſehen — es war ſein größter und gefährlichſter, daß er den Staat für das Höchſte angeſehen. Aber dieſen Wahn theilte der König mit ſeinen Unterthanen, ſeine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, ſie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte, und die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen theilen ihn noch.

Der Staat iſt das Bett des Prokruſtes, worin man den Menſchen ausreckt, oder verſtümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die Spartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja ſie wurde von der Regierung kupplériſch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preißt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete

ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republicaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun was Beſſieres gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſey es das Volk, ſey es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur blind gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt, gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung, oder blieben ihr die

Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern, oder ſollten dieſe jener dienen? Sollten die Glieder den Körper, oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hierin im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen; die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, erbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort, der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunſch ging als Saame in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat, und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und

Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen. Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch, welcher iſt, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur war oder wird, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menſchen zur Entwickelung kämen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden, durch Maaß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich, mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe, durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; denn die

Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit, je nach Bedarf, verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für ſeine Unbrauchbarkeit, oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Geſetze müſſen fähig ſeyn ſich überflüſſig zu machen, oder ſie ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weiſe können die Geſetze überflüſſig werden, da ja die Freiheit immer wird beſchränkt ſeyn müſſen? Dieſes wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur Geſetzlichkeit erziehen; daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet; daß ſie ihn lehren ſeiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen..... doch wir vernehmen Waffengetöſe! Wir ſind auf dem Schlachtfelde unſerer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geſchrei der Kämpfenden, gegen das ſtille Wort friedlicher Unterſuchung. Hier begegnet

uns der Hochmuth mit ſeinem düſtern Blicke, der Blödſinn mit ſeinen verbundenen Augen, die Herrſchſucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müſſen wir leiſen Ganges gehen, müſſen ausweichen, über Abgründe ſpringen; müſſen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklaſſen, damit wir nur ſo ſchnell als möglich, dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müſſen wir nur froh ſeyn, wenn einige Verſtändige unſere Unverſtändlichkeit verſtehen.

— — Die Völker könnten Doctoren ſeyn und ſie ſitzen noch immer in der Klaſſe der Quartaner. Doch iſt es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundſchaft, nachdem dieſe rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuſchreiben. Die Völker dulden ſie gerne, ja ſie haben ſie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menſchen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, ſtürzen in die Welt hinaus, und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und ſichere Häuslichkeit. Aber ſind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, iſt die

Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mundet und die die Selbſtſucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So ſind die Völker auch! Nachdem ſie die Bande ſtrengen Gehorſams abgeworfen, nachdem ſie das freie Leben verſucht, nachdem ſie in die Breite gewachſen, ſind ſie üppig, ſchlaff und faul geworden, und ſind früher in die Haft zurückgekehrt, als ſie ſie einſt verließen. Doch ſo ſoll es nicht ſeyn! Der Menſch ſoll lernen ſeine Kraft gebrauchen, er ſoll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Geſetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir ſchlafen, ſchlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr, als die Miſſethäter eingeſchüchtert. Zum ſtehlen findet ſich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute faſt verlernt den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Läſterers zurückzuweiſen, oder den Arm aufzuheben, um eine lüſterne Katze von ihrer Schüſſel wegzujagen. Selbſthülfe iſt verboten — ſie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht iſt der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn

und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſeyn, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit beſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britiſche Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen, und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt, und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen, die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten, die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſeyn, jede Zeit war gut, alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen

Seite den Anſpruch den das Mögliche macht und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Geſellſchaften ſind entſtanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Geſellſchaften ſich bilden ſehen. Sie haben das Alle mit einander gemein, daß ſie ſich kämpfend gebildet, daß ſie alle bei ihrer Entſtehung Hinderniſſe zu beſiegen fanden, welche ihnen die Verhältniſſe oder die Menſchen entgegengeſtellt. Die Zünfte und Innungen haben ſich im Widerſtreite der Landbeſitzer gebildet; der Adel, als urſprünglich der Beſitzer des Geiſtes, der Tugend, des Reichthums, bildete ſich, im Kampfe gegen den Unverſtand, gegen niedrige Geſinnung und gegen die Unbegüterten. Die chriſtliche Kirche, als Gemeinde, bildete ſich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beſchützerin des Rechts, war im Widerſtreite der Gewaltthätigkeit, der Habſucht und der andern Leidenſchaften der Menſchen entſtanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geiſt, Tugend und Reichthum ſind durch alle Stände verbreitet, und die Ariſtokratie dauert fort! Aber das Heidenthum iſt beſiegt, und die Geiſtlichkeit beſteht noch immer als geſchloſſene Körperſchaft! Aber die Menſchen ſind rechtlicher Geſinnung, ſie ſind zur

Geſetzlichkeit erzogen, und das ſtrenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die Europäiſchen Regierungen ſind in ihrem alten Kriegszuſtande geblieben und handeln, als belagerten ſie, oder als wären ſie belagert. Will man es ſich anſchaulich machen, wie die Staaten in Europa beſchaffen, ſo betrachte man die Städte die älter als hundert Jahre ſind. Die Häuſer ſind regellos unter einander geſtellt. Das eine Haus iſt ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine ſteht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen ſind krumm, winklig, ſo eng, daß man ſich nicht ausweichen, oder ſo breit, daß man ſich nicht begegnen kann; ſie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter ſich; ſie ſind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinſtrömt, ſtehen in Winkeln, Märkte werden in ſchmalen Gaſſen gehalten und was verſteckt ſeyn ſollte, ſteht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen, und ſchwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinſtern, faule Waſſergraben verpeſten ſie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverſtand, was ſonſt Häuſer und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und ſchönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie iſt den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuſer

und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug beſitzt, die Hauseigenthümer zu entſchädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen iſt höchſtes Geſetz. In dieſer Beziehung iſt die Entſchädigung der Emigranten in Frankreich, wie ſie auch immer von den Liberalen beſtritten worden iſt, aus welchen unedlen Gründen auch ſie von den Ariſtokraten mag gefordert worden ſeyn — ſie iſt immer ein großer und herrlicher Fortſchritt, den die Menſchheit und die Staatskunſt gemacht. Kann aber die Verbeſſerung nicht auf einmal geſchehen, ſo führe man ſie nach und nach ein. Iſt ein Haus eingefallen, iſt es abgebrannt, oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, ſo befolge man bei dem Wiederaufbau die neue beſſere Ordnung. So werden endlich die Straßen, ſo werden endlich die Städte verſchönert. Doch wie, wenn Brandſtifter aus wahnſinniger Neuerungsſucht, oder Verbeſſerungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuſer angezündet — ſoll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man beſtrafe die Brandſtifter und thue

was ſie gewollt. Thut man es aber nicht, weil ſie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unſchuldigen beſtraft. Jede Regierung die keinen Schritt vorwärts thut, iſt nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung die Rückſchritte macht, iſt immer ohne Nachſicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgeſprochenen Grundſätze auf das Werk an, das unſere Betrachtungen hervorgerufen, ſo müſſen wir das Urtheil fällen, daß deſſen Verfaſſer weder den Urſprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht ſo weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzoſen rechten. Als ſolcher ſteht er mitten im Gewühle der Schlacht, und hat ſein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweiſen. Er ſagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das iſt wahr und ſchrecklich, daß es wahr iſt. Der Verfaſſer läßt ferner einen Liberalen ſagen: „... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das iſt ſehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Li=

beralen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meiſten Franzoſen liberaler Geſinnung ſind, würde es wohl etwas beſſer werden, wenn Männer dieſes Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, geſtört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieſer oder jener Hand ſich befinde: die Macht ſelbſt muß vermindert werden, in welcher Hand ſie ſich auch befinde. Aber noch kein Herrſcher hat ſich die Macht, die er beſaß, und wenn er ſie auch noch ſo edel gebrauchte, freiwillig ſchwächen laſſen. Die Herrſchaft kann nur beſchränkt werden, wenn ſie Herrnlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieſer Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Geſicht nicht abwenden, weil ſie ſo traurig iſt. Wir müſſen als Männer der Gefahr feſt in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Meſſer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das iſt unſere Meinung, ſo haben wir die Lehren der Geſchichte verſtanden. Möge jeder andere ſeine andere Meinung ſagen. Doch

wir alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſeyn möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen, oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre die alles irdiſche Daſeyn umgiebt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bei Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweis mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg, mit beſſerer Kundſchaft als Barſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizei, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher, ſagt die kritiſche Ober-Vormünderin, enthalten eure Perſonal-Beſchreibungen ſehr genau, und ſie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüſten ſollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch

ſteht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen!" Die kritiſche Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meinung zu ſeyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe ſie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns, ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreißigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte gemeinſchaftliches, und was ſie ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren, als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde

drüber hinaus ſchon ſehr erſtaunt, ſtehen vor jeden neu angeſtrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft ſtill, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baſchkiren mit Pfeil und Bogen, unſere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich iſt doch Gottes Welt, wie mannichfaltig ſind die Sitten und Gebräuche der Menſchen, und bei uns zu Hauſe in den deutſchen Bundesſtaaten iſt doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reiſetrunkene Gattin iſt mit Kopfſchmerzen aus ihrem Rauſche erwacht, packt ſie den Koffer aus, überzählt die zuſammengekommenen Stücke ſchwarze Wäſche, und das daraus entſpringende Waſchgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthſchaftsſumme. Was bleibt uns dann übrig als unſere Reiſe zu beſchreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beſchreiben, als unſere Verwunderung, d. h. uns ſelbſt?

Aber dieſe Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reiſe nicht. Das iſt ein gutes Buch, um ſo beſſer da es klein, oder wahrer: um ſo kleiner, da es gut iſt. Der Verfaſſer iſt ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten ſeyn — gleichviel: er iſt ein gemüthlicher und verſtändiger Mann. Seine Gefühle ſind ſchön, ſeine Ge-

danken kräftig, und ſeine Schreibart beides zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glücklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbei), ſo ſind ſie, wie alle Wiedergeneſenen offenen Geiſtes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbieten mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Fünfziger zu ſeyn, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam zu ſterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland giebt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamten und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen

giebt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glückliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht

ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie, von ſich und ihren Thaten, den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflöſt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und das des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſeyn der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen, bald durch kühle berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme, der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben eines Zeitgenoſſen, von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen, nicht blos durch ſein äuſſeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viel Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jetzt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit der man ihn hingab, untergrub

ſeine Geſundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, ſo oft eine bürgerliche Geſellſchaft ſich umgeſtaltet, als Opfer ſchwachſinniger und von kindiſchen Trieben beherrſchter Kleinbürger fallen, weil ſie, muthige und ſtarke Männer die auch in einer ſchlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angeſehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menſchen ſolcher Art, werden zum Uebergange aus einer ſchlechten Vergangenheit in eine beſſere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie dieſe, dabei mit Füßen getreten. Das Bild iſt hart, aber das Vorbild iſt noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneiſenau. — „Bis zum ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee.“ So beginnt dieſe Lebensbeſchreibung; man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen: in dieſen Worten läge ihre Quelle.

In der Darſtellung des genannten Helden, liegt eine ſeltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede iſt raſch, ſcharf und treffend, faſt wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernſt iſt manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Malers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald ſchmerzliche Rührung, das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo muß ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den Anfang überall, die Conſequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und

in allen Proclamationen die Freiheit deſſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber ſie Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt,

da — war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.“

Wirkſamer als die Inbrunſt von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſeyn, um noch viele ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude“ und die geſunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding“ ſey. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung, die mit Entſetzen, — nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die ſie lehrt, das iſt die Fäulniß. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch giebt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine

Betrogene zu finden, die irgend einer liſtigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der ſtets in meinem Sinne, mit Spott dieſer Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſeyn müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündniſſe nur Lüge und Falſchheit möchte ſeyn, als Wahrheit, Treue und ernſter Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf. Frankfurt am Main. Andreäiſche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunſt bis auf unſere Zeit, beſtand darin: daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er ſey ſehr ſchwach und krank, und könne kaum auf den Beinen ſtehen, und wenn er glaube, ſeine Nachbarn würden ihm helfen, ſo irre er ſich, denn dieſe wären auch alleſammt blind und lahm. Er ſähe nun ſelbſt ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu dieſem Zwecke habe man mild und weiſe eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da ſie blos zu ſeinem Beiſtande da wären, bezahlen müſſe. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläſerne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht ſie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitſchte das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und

ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern, iſt dieſe Heilung, die ſie außer Dienſt ſezt, nicht willkommen, und darum bemühen ſie ſich, dem Volke wieder ſeine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüſtern. Das Turnen, welches keine neue Kraft giebt, aber den Beſitzern der Kraft, den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum ſehr verhaßt, und ſie eiferten dagegen. Die ſcheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunſt, werden in der angezeigten Schrift, unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfſinn und mit einer Menſchenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiſte jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur feſten Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derſelben, der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“ .. „Der Furchtloſe weigert ſich weit ſeltner des Gehorſams, als der Argwöhniſche, der immer den Kürzeren zu ziehen beſorgt.“

„In unſern Tagen wittert die Politik hinter jedem Buſch einen Revolutionsſüchtigen.“ . . . „Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der

Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen." Widerlegt das, wenn Ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sey, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte, noch ahnete, haben die Bürger gleich Münzen einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth, und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maaß unseres innern Gehaltes, angenommen und geschäzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur

durch den Zweikampf geheilt werden kann, ſo wäre es grauſam, das Heilmittel zu unterſagen, ſo lange man nicht verſteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieſes anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle ſeine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes iſt vielleicht manchem Leſer unbekannt, ſo wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, ſeine Güter fallen dem Staat anheim; iſt er verehlicht, muß er ſich ſcheiden laſſen, hat er Kinder, ſo bekommen ſie Vormünder, ſteht er einem Amt vor, iſt er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtſame, die ihm bisher in Anſpruch zu nehmen vergönnt war, iſt er für verluſtig erklärt.“ Dieſes Geſetz mag wohl ſelten in ſeiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika ſehr häufig ſeyn ſollen.

IX.

Die gute Sache, von Henrich Steffens. Eine Aufforderung zu ſagen, was ſie ſey, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers lezte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft-neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke, oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an den Füßen. Die Schlechten ſind ſklaviſch geſinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Beſſern ahnen, was Freiheit ſey, und ſind lüſtern darnach, aber plump und ſchwer-

fällig, erheben ſie ſich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieſelben! Mögen ſie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es iſt der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie ſie an todten Formeln, an mathematiſchen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie ſie um die Mittel, den hohen Zweck vergeſſen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache, eine ſoldatiſche Zucht eingeführt, und üben ſtrenges Kriegsrecht aus. Begegnen ſie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeſchrei nicht kennt, ſo ſtoßen ſie ihn ſogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes geweſen ſeyn, als ein Spion? Und wäre dem auch ſo; wer beſonnen iſt und gerüſtet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Iſt er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; ſein Reich iſt im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, ſo lange er den Willen Anderer ehrt — das iſt die Freiheit. Warum läſtert Ihr ihn, warum ſcheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er

kann irren (und er that es ſtark); aber was Irrthum ſcheint dem befangenen Blicke, das iſt Wahrheit dem Weltgeiſte; die Leidenſchaften der Menſchen bilden die Vernunft der Menſchheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenſchein zur Befruchtung der Erde gebraucht: ſo dienen der Geſchichte, wenn ſie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laſter nicht weniger, als Verſtand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falſches in ſeiner Schrift geſagt haben mag, verdient er ſchon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben.“ Darum muthiger Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünſchung; nur die Schwäche gebraucht ſie.

Was iſt die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das iſt verzeihlich, ſo lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutſche, wohl gar nur eine preußiſche; und dazu gehörte, daß die Franzoſen ihre Heloten ſollten ſeyn. Von dieſer Thorheit ſind ſie wohl zurück gekommen, und es iſt ihnen jezt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders ſey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens

eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußiſchen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtiſche" (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die franzöſiſche Revolutionsgeſchichte und der deutſche Befreiungskrieg, demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philoſophie; ſo fertigt ſie in der Literaturzeitung ab, und miſcht Euch nicht in die Händel der Welt. Selbſt die Ultras in Paris lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen; denn ſie wiſſen beſſer als Ihr, was ſie zu tadeln und zu ändern haben an dieſer Zeit.

Steffens ſagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts ſchon lange erkannt," und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieſes zu beweiſen, führt er eine Stelle aus ſeiner Schrift über die Idee der Univerſitäten an, worin er der Jugend unter andern ſagt: „Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußern Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit Euch ſelbſt, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daſeyns, und mit dieſer die Freiheit." Man muß geſtehen, daß in der Schule des Verfaſſers herrliche Volksvertreter, und die den Miniſtern Stand halten können gebildet werden müſſen! Wer ſich um die äußere Welt nicht be-

kümmert, der iſt allerdings frei, aber es iſt die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (ſagt der Verfaſſer), der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt..... jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademiſcher Lehrer, dem jedes irdiſche Streben Sorge macht, ſollte über das Weſen der Staaten keine Unterſuchungen anſtellen, ſondern Profeſſor der Theologie ſeyn. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine irdiſche Anſtalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann ſich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten giebt?

Der Verfaſſer bemüht ſich, in kurzen Sätzen darzuſtellen, was ihm die gute Sache ſey. „Denn (ſagt er mit Recht) es dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern.“ Aber das, was Dieſe und Jene die gute Sache nennen, ſey nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache,

wie ſie es an und für ſich allerdings iſt.“ (Wirklich? Alſo Zucht, welche eine, aus Furcht vor Züchtigung, befolgte ſittliche Lebensweiſe iſt, die Erhaltung dieſer gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache. . . . . Aber beide ſehen nur ihre gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtſam herumſpähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf ſinnen, wie ich dieſe ſchwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfaſſer von unſerer handfeſten guten Sache giebt, beſtreiten ſoll, dieſes würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologiſchen Anſichten des Bürgerlebens, iſt nicht ſowohl das darin enthaltene Falſche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthſelhaften Worten verkündigt, hierdurch der ſchlichte Menſchenverſtand irre geführt, und beſorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege ſey. Wenn das die gute Sache nicht iſt, welche der irdiſchen

kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtſam herum ſpäht und horcht, ſondern jene, welche nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten, und zu befeſtigen iſt; warum bemühen ſich die Gläubigen, die Ungläubigen zu beſtreiten? Iſt dieſes Beſtreben nicht auch eine irdiſche kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfaſſers, worin er ſeine Anſicht der guten Sache ausſpricht, will ich einige mittheilen, ſie Theils beſtreitend, Theils dem Urtheile der Leſer überlaſſend.

„Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates, iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben.“ Mir erſcheint dieſe Anſicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu ſeyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und ſie können es nicht werden: denn die Natur ſelbſt ſtattet die Menſchen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geiſtes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird alſo hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte beſteht darin, daß jeder ſeine Kräfte ſoll gebrauchen dürfen, um ſeinen Beſitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten

Stände, welche die Zeit, oder den Raum der niedriger Geſtellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte, und keinen perſönlichen Beſitz, weil es keinen Bürgerſtand und keinen Adel geben ſoll. Alle Staatsbewohner müſſen gleich ſeyn. Man durchwandere die ganze Weltgeſchichte, und ſehe, ob die Zwingherrſchaft, welche bald von den Fürſten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem, ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verſchiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhſchnappel lacht man über ſolche Reden.

„Ein jeder nicht konſtitutionelle Staat iſt ein interimiſtiſcher.“ Es iſt ungemein erfreulich, daß es der Verfaſſer durch ſolche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt ſeyn könnten, einige ſeiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Aner-

kennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtätigt und befreit, Kirche und Staat ſind eins, und jede freie Verfaſſung, chriſtliche Theokratie.“

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe, iſt Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus.“ (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen, denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.“

„.... nachdem ein verblendetes Volk verſucht hat, aus irdiſcher Weisheit das Räthſel des geſelligen Daſeyns zu löſen, und in dem thörichten Verſuche ſeine eigene Vernichtung fand, will in Deutſchland die tiefer ſinnende Betrachtung die wahre Stätte ſuchen, und wird ſie finden.“ Sie wird ſie nicht finden; auf dem Wege, der in dieſer Schrift vorgezeichnet iſt, wahrlich nicht! Von welchem Volke

redet der Verfaſſer, das in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich leſe Schweizerreiſen über alles gern. Für uns mageres gerupftes Volk, das ſich ſeine funfzig Jahre um den Bratſpieß der Gewohnheit dreht, und langſam ſchmort, bis es gar geworden für die Würmer, iſt es eine himmliſche Erquickung, die heiße Bruſt an dieſen Gletſchern zu kühlen, das ſchläfrige Ohr am Getöſe dieſer Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in dieſen hellen und reinen Seen zu waſchen, — iſt es die ſüßeſte Schadenfreude, dieſe Berge, Lawinen und Waſſerfälle zu ſehen, die ſo unzünftig hauſen, die ſich das Meiſterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geſchenkt, die alles dürfen, was ſie wollen, alles wollen, was ſie können, und alles können. Glücklich wer im Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Penſyl-

vanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutſcher zu ſeyn, und ein Bürgersmann der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch, und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen daher unſere ſehr argen Feinde ſeyn, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſenden durch die Schweiz immerfort ſchmächteln, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees, zu Butter zerfließen, aus der das Augen-Netz des Leſers mit Noth etwas ſolides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nicht ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz, nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiöſen Verfaſſungen des Landes, auch die Ge-

ſchichten, das häusliche Leben und die Geiſtesbildung der Schweizer weiß er aufzufaſſen und darzuſtellen. Daß er dieſes Alles darſtellt, iſt ein Verdienſt, welches die Art wie er es darſtellt, nicht völlig aufhebt. Wie ſollte es der ſchwache Menſch ändern! Er reiſe nach Canada, nach Otaheiti oder nach Paris, er wird überall nur ſich ſelbſt finden; das ſüße Ich, ſtreut ſich auf allen ſeinen Wegen aus, und der lezte Kleinbürger, reiſt ganz wie ein König, nur mit dem Unterſchiede, daß er allein und ſich ſelbſt Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachſicht. Welch ein ängſtlicher Anblick iſt es aber, wenn man ſieht, daß ein Mann von friſchem Geiſte, weil er ſich vorſetzlich aus ſeinem Elemente geworfen, wie ein Fiſch auf dem Sande, nach Luft ſchnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieſes Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkoſt ſie, wo er ſie findet; aber ſo oft er es thut, ſieht er ſich ängſtlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er ſein Mädchen küßt. Er iſt ein Ultra — noch ſchlimmer, er will Einer ſcheinen. In Deutſchland erlaubt es das Naturrecht der Selbſtvertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre

lang, von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht, und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich [illegible] anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es ausſieht, wenn ein Mann von Geiſte in den Netzen kleinlicher Gevatterſchaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in

Wallis, ſchreibt er; „Dieſe Stadt iſt klein, aber alt, und hat zu verſchiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genoſſen. Die Legenden von der thebaiſchen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verſchwenderiſche Frömmigkeit der Fürſten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jezt da dieſe frommen Schätze, im Lande ſelbſt viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menſchen werden da eine Folge der ſo geprieſenen Fortſchritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, ſo ſehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht ſo intereſſant iſt, als die erſtere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu ſeyn, um Felſen und Waſſerfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereiſt wäre, einen Reliquienkaſten zu verehren, oder ein Heiligen-Gebein zu küſſen.“ — — Die demokratiſche Verfaſſung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfaſſer nicht unverſtändig und nicht falſch genug. Er lobt ſie, ſpringt aber wie über heiße Kohlen durch ſein Lob, ſo daß er nur immer auf

einem Fuße ſteht. „Man kann ſich denken, daß bei einem ſolchen Volke, die alte Staatsverfaſſung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortſchritte unter ihnen gemacht. Indeſſen haben dieſe braven Leute dennoch, dem Geiſte unſerer Zeit die an die Wirklichkeit einer Conſtitution nicht glaubt, wenn ſie nicht gebührlich aufgeſchrieben iſt, (unſer ehrlicher Verfaſſer kann nicht begreifen, wozu die Wechſelbriefe nöthig ſind!) und ſich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt ſind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freiſtaat Zug, hat alſo, wie wir, ſeit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Haupt-Verfügungen dieſer Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herſtammen." (Dieſe Herren lieben keinen neuen Wein; möchten ſie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich ſagt er: „Die Regierung dieſes Kantons war lange, und iſt noch heute, eine der meiſt ariſtokratiſchen der Schweiz, ob ſie zwar urſprünglich gegen die Ariſtokratie ſelbſt gerichtet war, ſo ſehr iſt es dem Menſchen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu ſuchen." (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten,

freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben.) — — „Die Walliſer ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jezt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen, und auf dem Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig, durch die Fortſchritte, die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Montey und Martigny, ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß die Freiheit welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts, zu Raſenden und Dummköpfen umſchafft.“ (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſezt! Was

müſſen das aber für Menſchen ſeyn, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit den Herrn Raoul=Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſizt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht alles nehmen; ausgeartet, nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen, als ihr Standpunct, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachſicht zu ſchenken, ſie nehmen ſie ſich. Eine Pflanze mit tauſendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut iſt eine ſolche Pflanze nicht zu nen=

nen. Auch muß man es den Franzoſen zum Lobe nachſagen, daß ſie ſich täglich ſtärker deſtilliren. Die ganze Oberfläche des menſchlichen Wiſſens, haben ſie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen ſie an in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber ſie thun es. Schon buchſtabiren ſie den lieben Gott, und haben eine Ahndung von der himmliſchen Natur der Dinge. Mit langſamen und verſchämten Schritten, wie in der erſten Liebe, nähern ſie ſich der Romantik in Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie haben es ſchon dahin gebracht, Mozart links neben Roſſini zu ſtellen. Einer ihrer geiſtreichen Schriftſteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariſer italieniſchen Oper gehalten, geſagt: „Was iſt das für eine Aufführung! warum ſo ſchlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir ſo lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht geſehen? Pfui!“

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutſchen ſpricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es iſt wahr, er hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften, nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleich viel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt

und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er folgendes. „So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen, und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller, Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der abſtrakteſten Metaphyſik verſteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern, zum Umſturze jedes poſitiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft ſo kläglich mißbraucht, daß man ſie neulich in den hochherzigſten Geſinnungen die

Mittel finden ſah, den Aufruhr zum Rechtsgrundſatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienſte umzuſchaffen?“ .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutſche Studenten in den Alpen begegneten, ſagt er von dieſen: „wir ſahen ſie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launiſche Wind, bald hier und bald dorthin führte.“ — — Gäbe es zwiſchen Metz und Bayonne nur zehn Franzoſen, welchen dieſes, was ich da ſchreibe zu Geſichte käme, und unter dieſen zehn wären nur drei die deutſch und unter dieſen dreien wäre nur einer, der Deutſches verſtünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf ſeine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſeyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und endlich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſeyn, Bö-

ſes von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber als jenes Gegenſatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter abſetzen. Ambulante Legitimität — ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind, und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule! Sie ſagen uns freilich nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer genädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſeyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr Bignon, der lange Miniſter geweſen, und die Höfe kennt, die deutſchen zumal.

Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei=Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta=Politik, ſondern Experimental=Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nüzt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.

Arnault, war einer jener acht und dreißig, die, beſchuldigt Napoleons Rückkehr von Elba begünſtigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden ſind. Solche Strafen ſind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem iſt, ſich nicht fangen läßt, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Menſch iſt ſein Ebenbild. Aber es iſt gar nicht in der Ordnung, ſich in ſeinem Mißgeſchicke ſo wild und untröſtlich zu gebehrden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann ſieht man dort alle eingeſperrten Thiere ſich heftiger oder gelaſſener gegen

ihre Gefangenſchaft ſträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, iſt boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt ſtill, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal ſeine Wächter; aber es iſt der Löwe! Die Pariſer ſind gar zu verwöhnte Menſchen. Einige Jahre in der ſchönen Stadt Brüſſel wohnen zu müſſen, das nennen ſie unglücklich ſeyn! Würde einem Deutſchen die Miethe aufgeſagt, er aus ſeinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Strasburg, nach Baſel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm ſonſt nichts fehlte. Ja mancher wäre ſogar im Stande und ſpräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe ſie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüſſel lebte, ſchrieb er Artikel für den vrai libéral. Dieſe geſammelten Artikel ſind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube, tändelte in ſeinen Nebenſtunden mit der Gelehrſamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem ſie ihm den ganzen Tag eine Frau geweſen. Aber ſolcher Art ſind die Erholungs-Spiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, ſelten von Werth. Aufſätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perrücken,

das Fluchen, das Schrittſchuhlaufen; von der Geiſtlichkeit, von den Jeſuiten. Da Arnault als Franzoſe recht gut die Klugheitslehre kennen wird: **il ne faut pas éveiller le chat qui dort** — muß wohl die Katze wieder aufgewacht ſeyn, weil er ſo unbändig hinter den Jeſuiten her iſt, und ſie mit Schwefelſäure begießt. Doch vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm; Arnault voltäriſirt gern, und heuchelt Gottloſigkeit ſo oft er kann. Ein komiſcher Herr iſt auch Herr Imbert, der Herausgeber dieſer Sammlung. Er hat ſie, anfänglich ohne Wiſſen, ſpäter gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranſtaltet, und iſt noch dabei ſo naiv, die Proteſtation, die Arnault durch einen Notar ausſtellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert, iſt das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid, unter den wilden Geten, in einem Treibhauſe, daß er dort nicht minder ſchön gedichtet, als früher in Rom? Die Muſe ſucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante da la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes, reichlich ersezt. Madame Campan wollte nur nützlich seyn und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher andern gewesen wäre. Alte Erziehungs-Regeln, die sie giebt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten, denn die, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie in beharrliche

Ausübung gebracht, die Selbſt-Erziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht ſind einige unter ihren Grundſätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch ſelbſt dieſe, würde man in ihrer Anwendung, höchſtens fruchtlos, nie aber ſchädlich finden.

Giebt es eine Lehre, in der ſich ihr Lehrer abſpiegelt, ſo iſt es die Wiſſenſchaft der Erziehung. Rouſſeau mußte ſein Herz haben, um ſeinen Geiſt zu haben. Man verſteht die Kinder nicht, iſt man nicht ſelbſt kindlichen Herzens; man weiß ſie nicht zu behandeln, wenn man ſie nicht liebt, und man liebt ſie nicht, wenn man nicht liebenswürdig iſt. Madame Campan in ihrem Erziehungsbuche, bewährt ſich, wie wir ſie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erſcheint als eine ſehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das männlich nur in Leiden, beſſer als viele Männer verſtand in eine wilde Zeit, von dem Ufer der Beſonnenheit hinauszuſchauen; das gelernt und vergeſſen, und wohl wußte was des Weibes höchſte Würde iſt. Denn nur darum iſt es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil ſie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur dieſe allein iſt freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr ſind, weil leichter zu vermeiden,

ſchwerer zu entſchuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und ſelbſt die ſtrengſte und ſorgfältigſte Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüſſe von ihm abzuhalten. Auch ſoll ſie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich iſt, für die Welt erzogen, daß er ſich ihr ſchmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerſtehen und ſie beherrſchen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knabens, und ſie ändert ſich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und dieſe wechſelt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo ſie aufhören häuslich zu ſeyn, hören ſie auf Frauen zu ſeyn. Dann mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich zu recht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen ſie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe wenn ſie ſtrauchеln, kein Mitleid wenn ſie fallen. Und ſie fallen immer härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug ſich zu rächen; ſie hat böſe Zaubermacht genug, ein liebvergeſſenes Weib, aus Mißgeſtalt in Mißgeſtalt, bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Laſterwirthſchaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erſte Band des Werkes, enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderſt wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt.

Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht, und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit verständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles," bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen, Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählun-

gen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beiſpiele von Dienſtmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlſtand, häusliches Glück, angeſehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zuſammenhängendem Vortrage, iſt doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es beſtimmt iſt in untern Schulen den jungen Schülerinnen ſtückweiſe in die Feder dictirt zu werden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man dieſen Theil des Werkes der Madame Campan, beſonders in das Deutſche überſetzen, und das Büchelchen zu ſeiner angegebenen Beſtimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre ſelbſt betrifft, iſt vielleicht beſſer, ſie deutſchen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutſche Ueberſetzung, verbunden mit dem oft ſo unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abſchreckendes doctorales Anſehen geben. Auch würde die größere Aufmerkſamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache lieſt, hier dazu dienen, daß ſich Mütter das Geleſene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moraliſchen Verſuchen, und einer anziehenden Novelle, ſieben Kinder-Komödien, die ſehr gut ſind in ihrer Art, wie es hierin der franzöſiſchen Literatur auch an ältern Muſtern nicht fehlt. Sie ſind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan

in ihrer ehemaligen Anſtalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären ſie auch an deutſchen Mädchen-Inſtituten zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieſer Komödien iſt ganz ſo wie ſie ſeyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich ſolcher Art, daß ſie lehrt: die Tugend ſey tüchtig; nur ſolche Leiden müſſe man ohne Murren tragen, die Gott ſchickt, nicht die, die von gottloſen Menſchen kommen; die wahre Tugend beſtehe nicht in Dulden, ſondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerſchrockene, erwerbe, früh oder ſpät aber unausbleiblich, irdiſchen Vortheil, und irdiſches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adelichen bedient. Herr Baron Fouqué, erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm „diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf," „Hurrah!" rufen hören, und ſogleich ſeyen „die Thränen der Thatenluſt" in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſey freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu ſeiner jüngſten Begeiſterung gekommen:

— — Der ſangeskräft'ge Geiſt
Regt ſich mir auf, ſchwingt ſeinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube."

— — Segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften, haben wir Alle ſeit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wiſſen, welcher Natur ſolche Ewigkeiten ſind. Unſer Dichter wendet ſich mit ſeinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutſchlands," welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlſtadt blut'gem Grund," reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntſchaft, ob er zwar ſchon im Befreiungskriege 36 Jahre alt geweſen, und er jezt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz ſey aber noch jugendlich friſch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthſchleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und ſagt der deutſchen Jugend, er wolle mit ihr gemeinſchaftlich den Erbfeind bekämpfen. Dieſe fragt, wo ſich der Erbfeind aufhalte, und wer er ſey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der ſtarrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht.

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué, kommandirt jezt

— — „Hand aufs Herz!“ —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

„Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?“ —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenſeit ſeel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte hat für

ſolche Gräuel. Das Geſpenſt „krächzt:“ Egalité! — Unité ... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker, aus ihrem Somnambulismus zu wecken, und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, ſöhnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft
Anwies ſelbſteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte, gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen ſeinem fremd.

Jezt aber, da er todt ſey, liebe er ihn ſehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und

ruft, erſt Weh! und dann Heil! aus verſchiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué giebt ſich prophetiſchen Troſt, wenn etwa ſeine Fieberfaſeleien ſollten lächerlich gefunden werden:

> Ja, ſprützte ſolch ein kleiner Voltaire Gift
> Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
> Geflochten hat, und ſeine Stollbergs mir,
> Sein Göthe mit beſtät'gend feſtgedrückt
> Auf meine Stirn. . . . .

ſo . . . wolle er auch ſeinen Kranz, ſein Liebſtes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er ſagt, am erſten Oſtertage, dieſen ſeinen „Sangesſpruch," an die liebe deutſche Jugend, welche ein Blumenbeet iſt, erlaſſen. Die Leute, die an dieſem Feiertage ſpazieren gegangen ſind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutſche Satan hat einen Zug des Spottes in ſeinem Geſichte, welcher eine ſehr wohlthätige Erfindung iſt, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komiſchen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqués beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre Euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme

Sommermonate fünfzig ſolche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdeſſen die andern Redner ſchweigen — und in dieſer Zeit ſinken tauſend blutige Opfer, und tauſend von Glaubenswuth berauſchte Mörder, fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral=Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geſchlechte des Löwen; aber nur der Abſchaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie iſt ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falſch; ohne Freundlichkeit, und darum ſchmeichelnd. Der Tag blendet ſie, am ſchärfſten ſieht ſie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, ſie liebt nur das Steigen: ſie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich iſt ſelbſt ihr tückiſches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menſchen der ſie wartet, nur dem Hauſe, worin ſie gefüttert worden, bleibt ſie treu. Eine entartete Mutter, frißt ſie ihre eigene Jungen. So iſt die Katze! So iſt auch der Katzen=Humor, der in Hoffmann's Kater Murr ſpinnt. Ich geſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen das einem Wehe that,

als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung, will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor, athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe iſt ein ſchönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts

verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts iſt ihm heilig, weil ihm alles heilig erſcheint; die ganze Welt iſt ihm ein Gotteshaus, jedes Menſchenwort ein Gebet, jede Kinderluſt ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laſter iſt ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu ſterben. Er zürnt mit ſeinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraſchende entrüſtet, und nur der Schlafende wird überraſcht. Er verſpottet ſeine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe iſt eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, ſondern, um beides gleich zu ſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit. Er tröſtet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Troſtes. Stets rettend, lindernd, heilend, verlezt er ſich ſelbſt mit ſcharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödtlich ſeyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen; Narben ſind auch Wunden,

die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — es rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geiſt — er kommt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das neckende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel um uns tiefer herabzuſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrecken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzwei-

feln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm; ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mistönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott, ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine, den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandtſchaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humor in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht „als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Principe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen,

und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel.“ Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fodert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter, den Tempel den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet; ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvol-

len Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an, und giebt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied das den rohen Geſellen hinauftreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut, und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eifern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jene Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft, nur die zuſammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht, ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke ſeines Verfaſſers, ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen, ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen

führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten, noch zurück, und harren unentſchloſſen bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig, als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunklen Macht, erſcheinen zu laſſen. Es iſt der dramatiſirte Magnetismus, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur harmoniſchen Auflöſung durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das anſchauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſizt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr, Verzeihung gewähren, ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahndenden Margaretha ſagt:

Es muß auch ſolche Käuze geben.

XVI.

Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unſerer Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltitz. Erſtes Bändchen. Leipzig, Induſtrie-Comptoir 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darſtellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerſt nach den Füßen, als nach den wichtigſten Theilen eines grauen Wanderers. Sie ſind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der ſinnige Künſtler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelaſius, ethiſirend durch die Welt geht, einen ſchwankenden unſichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelaſius trägt einen Stab, der ſo lang iſt, als er ſelbſt. Es iſt ein roher Baumſtamm, nach oben, wie eine

Gabel ausgezackt und zugeſpizt. Dieſer Stab würde, als Waffe gebraucht, den der ihn führt ſchwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Geſicht des grauen Wanderers, hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwiſchen beiden Etwas, liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung ſchlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabſchlotternde Mantel, gehört mit ſeinem Hintertheile, ſeinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit ſeinem Vordertheile aber, beſonders mit ſeinem Knopfſyſteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegengenwart zu ſtellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umſtand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels, erſieht man, daß Gelaſius den Wind im Rücken hat; er geht alſo mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel ſollten alſo zurückflattern. Die Gegend in welcher ſich Gelaſius befindet, iſt flach, es iſt eine brandenburgiſche Landſchaft und die ſchöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelſt ihrer hohen Abſätze Brückenbogen bilden, ſieht man den

Sand fließen. Möchte dieſes, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach dieſem kommt ein Vorwort an mein deutſches Vaterland, in ungereimten Verſen abgefaßt. Der Dichter ſagt darin: Deutſchland ſey ein Eichenwald, aber das Knüppelholz laſſe die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim, unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Geſtrippe..... doch das Summiren fällt mir gar zu ſchwer, ich will lieber die Verſe ſelber herſetzen — ich habe nie recht lernen können Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutſches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forſte,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft,
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falſch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einſt ſo mächt'ge Eichenrain
Jezt von wildverwachſenem Geſtrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufſchlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Iſt es einem kräft'gen Förſter da,
Deſſen Luſt der Stolz des Waldes iſt,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbſt in einem fremden Forſte — —

Länger nicht den Frevel ſehen kann
Und mit hochgeſchwung'ner Art
Auf das Krüppelholz, ſo groß, wie klein
Seine raſchen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen,
Und was lange unterdrückt geſtanden,
Friſch zu ſehen mit friſchen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutſches Vaterland
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieſer abgedorrten Zeit,
Deiner einſt'gen Größe Eichenhaine,
Jenes feſten Sinnes feſten Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unſ'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigſten Geſtrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einſam ſteh'n im wüſtverhau'nen Forſte
Deiner einſt vereinten Landespracht,
Wenig ſtolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländiſchen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raſchen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeſchoſſen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im erſten Keim.
Seh' ich dieſes, ha! entbrennt mein Zorn;
Und ſo mög'ſt du, theures Vaterland,
Mir's in dieſem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Art des zorn'gen Förſters ſchwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Geſtrüppe;
Denn vielleicht erſchafft mein wilder Hieb
Manchen ſchwachen Pflänzchen ſtärk'res Leben,
Welches ſich zu freierem Wuchſe ſpornt;
Und fürwahr vermöcht' von Tauſenden

Dieſes ich von einem nur zu ſagen,
Will ich muthig immer vorwärts ſchlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das iſt ſehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förſter kräftig geſprochen; aber der Deutſche ſoll kein Förſter ſeyn, ſondern ein Menſch. Das iſt der Jammer! Unter einer Million Deutſche giebt es nur zehn Menſchen. Die übrigen ſind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Juſtizräthe, Aſtronomen, Diplomaten, Geiſtliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förſter — und was man ſonſt noch ſeyn kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſeyn? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des

Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſeyn? Was iſt ſchönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe die erfreut, keine Früchte die erquicken, ſie giebt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke, das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſey es mit hochgeſchwungener Axt, ſey es mit wilden Satyrhieben

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, Jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von auſſen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach auſſen erweitere, ſo viel es mag und kann. Plazt eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt ſeyn. Was wollte der Dichter mit der einſt vereinten Landespracht? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secunda-Jahren, über das deutſche Mittelalter zum lezten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein myſtiſches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug ſeyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutſchen Kaiſerdienſtes, immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wiſſen, wo die wenig ſtolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da ſtehen, zu finden? Im tauſendjährigen deutſchen Walde, ſah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige iſt Krüppelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur ſeinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch ſtehen, weiß man nie gewiß,

wie groß ſie ſind; man weiß nur, welche größer. Und jene ſtolzen Eichenhäupter die noch vorhanden, ſtehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber ſo iſt es. Die Deutſchen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutſchen ſpottend zurufen, was einſt Cid ſeinem feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung ſeiner vierfüßigen Majeſtät an den Setzkaſten dieſes Buches. Darin leſen wir erſtens: das „Sünden-Setzregiſter Sr. hochpreßbenglichen Gnaden," nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem erſten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens ſagt der Teufel: „Was übrigens das ganze eigentlich iſt, weiß der Teufel ſelbſt nicht." Deſto beſſer für den Rezenſenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die beſſern" ... „beſonders in der Leidensgeſchichte meines Volks," hat die Zenſur geſtrichen. Warum macht es der Verfaſſer nicht, wie ſein Rezenſent? Dieſer, wenn er nicht ſagen darf, was er denkt,

ſagt das Gegentheil, und Lügen werden nie geſtrichen. Wir müſſen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch dieſe erſonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuſchwärzen — warum ſollten wir auch nicht lernen unſere Spitzen zu verſtecken? Iſt doch kein Leſer ſo dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da iſt ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch iſt ſehr in einander geſchachtelt, und jeder Inhalt iſt wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zuſammen. Gelaſius iſt eine Hypothek, auf welche die h. Polizei den erſten Inſatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie ſtreitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen, war Gelaſius, als ſogenannter Rebell, auf dem Blutgerüſte geſtorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten, und flüſterte ihm ins Ohr: wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelaſius hatte keine Zeit zu überlegen und ſagte ja. Hätte er ſich beſinnen können, würde er ſicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Leben-

den beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretair, im Norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr seyn, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretair erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig, und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen. . . Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unsre Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins, sich die übrigen Neun, als Rundbauch angefüttert, und sie zur Null gemacht. Ständen alle zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die zehn bildeten mehr, als tausend

Millionen... Wir treten in Gelaſius Studierſtube. Er philoſophirt, ſpricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Fauſtirt. Da ſchlägt es Mitternacht und der Teufel erſcheint; denn der tauſendjährige Vertrag iſt gerade abgelaufen. Als aber der Teufel ſeine Waare ſieht, denkt er vermuthlich, ſie ſey der Fracht nicht werth, giebt Gelaſius frei, und ſagt ihm freundſchaftlich: es ſey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einſt freiwillig zur Hölle fahren. Gelaſius beginnt eine neue Laufbahn und ſo hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abſtreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelaſius Grabe Leben und Schickſale, in ſechs Kapiteln. Die Schickſale werden aber nicht erzählt, ſie erzählen ſich ſelbſt, ſie treten dramatiſch auf.

Erſtes Kapitel. Darin ſagt Gelaſius unter Andern:

> Der Saame, den ich einſt für's deutſche Wohl
> An jenes Karls allmächt'gem Throne ſä'te,
> Er muß erwachſen, muß erblühet ſeyn.
>
> Ich bin's gewiß; auch ſelbſt dem fernſten Norden,
> Ihm iſt ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig ſind, die da glauben! Mit dem Norden hat es ſeine Richtigkeit ... ſo ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Ka-

pitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geſchwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf ſchlechte Chauſſeen, ſchlechtes Forſtweſen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſizt auf dem Felſenthrone, und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit, Aberglaube und Prieſtertrug. Leztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchäzen, daß größere Künſtler als ſie, zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakei ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſeyn;
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! . . . Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſizt gefan-

gen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich. Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jezt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigene lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie einer der das Recht beſizt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix ſtieg die Wahrheit aus der Aſche empor und flog mit glänzendem Gefieder, dem kommenden Geſchlecht entgegen. Du aber, grauer Gelaſius, was ſoll ich dir ſagen? Du biſt ſo alt und noch ſo unerfahren, haſt tauſend Jahre gelebt und klagſt noch? Jede Zeit hat ihre Kruſte; jede Zeit, ſo lange ſie friſch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, iſt ſie hart und trocken durch und durch, und eſſen müſſen wir ſie, ſie erweichend mit unſern

Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorſehung iſt eine ſparſame Wirthin, ſie ſchaft keine friſche Zeit herbei, ſo lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben. Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verflucht. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus, war wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus, nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hat er ſein Mitleid verſchloſſen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie

er gethan. So dachte ich; und darum freute es mich eben ſo ſehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfaſſer dieſes Buches, von ſeinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß es gar nicht ſo unglücklich iſt, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verſtande und ziemlicher Billigkeit verurſachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit anſehen zu müſſen, ohne jene heilen, und dieſe beſtrafen zu können. „Ich bin ein Iſraelit — ſagt der Herr ewige Jude im Anfange ſeiner Beſchreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jeruſalem verlaſſen und bin ſeitdem unaufhörlich gereiſt und muß noch bis zum Ende der Welt reiſen. Das iſt mein Loos; das der unwiderrufliche Beſchluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jeruſalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin ſeitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich eſſe und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich ſchlafe nie; ich bin nicht müde; ich verſtehe und rede alle Sprachen.“ Da hört man es!

Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen; der nie Hunger und immer Eßluſt hat; der nie Arzt und Apotheke braucht; der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem was äuſſerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſezt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das ſchmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der lezten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zuſammengeleſen, ſo daß ſein Werk eine Bonbon-

niere voll hiſtoriſcher Bonbons zu nennen iſt, oder um mit Mozin und Heyſe reines Deutſch zu ſprechen: eine Gutchenbüchſe, angefüllt mit geſchichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird ſich ſchon ſelbſt empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau, bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer, ohne Eigennutz, auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt.

Irland, das unglückliche Stiefkind der engliſchen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, ſondern auch durch die, welche man ihm gelaſſen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes, finden keine wohlthätigen Schranken, die erſte Uebertretung führt ohne Hinderniß zur lezten, leiſes Murren ſpringt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Geſetze umſchließt, iſt hinter dem Blutgerüſte aufgeführt. Kann auch eine Erſcheinung an die wir ſo ſehr gewöhnt, uns nicht mehr erſchrecken, ſo wird doch keine Gewohnheit die Trauer ſtumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einſt den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen, ihres Glaubens Willen der Freiheit zu berauben, und dieſes plözlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß dieſe Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben ſo ſchnell wieder gut zu machen, ſondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einſt, als ſie die Ungerechtigkeit beging, löblicher geweſen wäre. Dazu geſellt ſich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äuſſerſte getrieben. Dieſes alte Geſchwür alter Staaten, ſucht man jezt in dem neuen und geſunden Frankreich, durch Reizmittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu

machen. Auch daß die großen Irländiſchen Gutsbeſitzer in den Hauptſtädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit ſolchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entſchädiget uns für den Kunſtwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gaſtfreundlichkeit und andere geſellige Tugenden der Irländer, lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt ſich über dieſe Lichtſeite ſeiner Gemälde, wie folgt aus: „So ſeltſam es auch immer klingen mag, ſo iſt es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumſchränkte Herrſchergewalt, unter den Menſchen ein Glück der Geſelligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfaſſung leben. Das Volk in Irland iſt durch den äuſſern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und ſah ſich daher genöthigt, im gegenſeitigen Umgange einen Erſatz für alle die Lebensgenüſſe zu ſuchen, die ihnen durch das Geſetz verſagt worden. Sie kommen daher häufiger zuſammen und pflegen Geſelligkeit, um unter geſellſchaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältniſſe zu vergeſſen und jeden Kummer zu verſcheuchen; und daher entſteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigſten Mangel und

jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat ſeine Winterfreuden.

XIX.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la revolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris 1823.

2. Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camps. Paris. 1823.

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter, und zugleich ein geſchickter Künſtler ſei. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit, wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?) aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen. Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche

hervorzuſtellen, und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens, die Einheit dramatiſch geben, die man ihm epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspuncte aus, gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpective betrachten, und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung, und der Schriftſteller der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber vielen geſchehen, und darum entſezten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen, und ſie wußten nicht mehr was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſeyn; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Eckel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen, in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſeyn; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familienvater ſeyn, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur

kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, ſo hat Spanien alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei=Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom, ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht, und lebte unter römiſchen Kaiſern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahr=

hunderte für ſeinen Glauben. Dieſe wurden verjagt, und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenſchwäche und Diplonaſie gefallen; aber da erſchien die Inquiſition, und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch dieſe ward alterſchwach, und nach dem Pyrenäiſchen Frieden, wollte ſtatiſtiſches Behagen Spanien überſchleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur, die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren ſchon, kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquiſition hat ihn geſchlagen.

Nur drei Völker in Europa, haben in Mitte allgemeiner Erſchlaffung, die Spannkraft ihres Geiſtes nicht verloren. Das ſind: die ſchon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß ſie ſie aber nicht verloren, das haben ſie nur dem Despotismus zu verdanken, der ſie wach gehalten. Der ſchrecklichſte Despotismus iſt der gefährlichſte nicht — das gefährlichſte Gift iſt die Aqua Tofana, die ohne Geruch und Geſchmack iſt. Die Katze Despotie iſt gefährlich, denn ſie ſchmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie iſt es nicht, denn ſie droht und man weicht ihr aus. Wer ſtündlich ſeinen Kopf verlieren kann, verliert höchſtens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber ſeines Kopfes ſicher iſt, ver-

liert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen, war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich, war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas ſchlimmeres ſeyn können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher, als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter, als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die — wie die Ludwig des Vierzehnten.

Zwei große Dinge ſind jezt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch manchmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und die Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jezt über den Berg der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für

ſolche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: **après moi le déluge!**

Reden wir jezt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine ſittliche Bedeutung haben ſie; ich ſage Bedeutung, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen Werth haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jezt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jezt alte Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen, und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über alles geht, viel iſt) die Römer in ihren glänzendſten Zeiten, nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren

die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeſchickt, Anſichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin iſt ein junger Schriftſteller von großem Verdienſte. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der franzöſiſchen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrſchaft, die jene Lehren ſich errungen, ſicherſte Bürgſchaft iſt. Den Kampf der in Spanien ausgefochten — worden, werden die ſagen, die ſprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité, et l'examen entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.“ Von Herrn Rabbe iſt nichts Böſes und wenig Gutes zu ſagen. Er ſchreibt klar, deutlich, auf herkömmlich franzöſiſche Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir;“ kann ihm Spanien ſagen. Die Geſchichte Aragoniens in ihrem wichtigſten Zeitraume beſchreibt er, ſeiner merkwürdigen Stände wegen ethnographiſch, und daran that er wohl. Es iſt immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa,

ſo auch in Spanien, älter iſt, als Despotie, und die repräſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repräſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts anderes ſind, als maskirte Republiken; aber was ſoll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere, und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſeyn ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber, verhielt es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1. Der hohe Adel. 2. Der Ritterſtand und der niedere Adel. 3. Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4. Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände, keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht über alle Zweige der Verwaltung zu wachen, und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände um Recht zu fordern: dieſes aber nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-

Oberrichter (justiza) den Vorſitz, und deſſen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieſer Groß-Oberrichter, auf einem Throne ſitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geiſtlichkeit und der Städte umgeben, ſah den König mit entblößtem Haupte ſich zu ſeinen Füßen werfen, um den ihm vorgeſchriebenen, ſo berühmten Eid auszuſprechen. Während dieſer Ceremonie hielt die Juſtiza dem Könige einen Degen auf die Bruſt, und ſagte ihm dann: Wir, die wir ſo viel gelten als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unſerm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Juſtiza, (deſſen Name, wie man ſieht, eine Art Perſonification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchſte Ausleger der Geſetze. Nicht blos die untern Richter, ſondern die Monarchen ſelbſt, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen, und ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Beſitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerſpruch jede Streitſache vor ſich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten die Inſtruction fortzuſetzen, und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne ſeine

Bewilligung das Recht hatte, ihn zu ſprechen. Er hatte eine gleich unbeſchränkte Macht über alle Verwaltungs- und Juſtizgegenſtände. Er übte ſogar Aufſicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht ſeine Proklamationen und Ordonnanzen zu unterſuchen, zu erklären, ob ſie den Geſetzen gemäß und auszuführen ſeyen. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen, und ſie verabſchieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König ſelbſt vor die Stände-Verſammlung zu laden, und ihn abſetzen zu laſſen, wenn er ſeinen Eid gebrochen. Der Juſtiza ſelbſt, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeverſammlung, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig. (Dieſe mißgeſtaltete repräſentative Verfaſſung, die dem Juſtiza eine größere Gewalt gab, als ſelbſt die römiſchen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entſtehen, wo man mehr die Kraft als den Verſtand der Freiheit hatte. Aber doch ſo viel geht daraus hervor, daß die Spanier, nicht erſt vor drei Jahren, von dem verbotenen Apfel gegeſſen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterſcheidet ſich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieſer ſchrieb mehr für die ſogenannte gebildete Klaſſe; jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen

höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt, und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke, und verurtheilt die Helden der Geſchichte, ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra, ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das Andere, erſchienen als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jezt werden andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: „Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man in Alter in Fülle" — Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke, verdiente wohl in das Deutſche überſezt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgeſezte Reiſe nach Hammelburg oder meine harten Schickſale im Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Æenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Unglückliche können auch witzig ſeyn, aber ſpaßhaft ſind nur frohe, freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth ich zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des

Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er kitzelt unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menſchen, und von dieſem beſiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umſtrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, ſich bald in ihm fangend; ariſtokratiſcher Uebermuth dem Volke, und ariſtokratiſche Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heilloſe Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantaſie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; alles was die neuere Kriegskunſt ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, ſtark gerüttelt, ſich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das iſt der Stoff, der ſich einem Ge-

ſchichtſchreiber der Schweizeriſchen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig ſchön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereigniſſe lernte er durch Reiſen genau kennen, und er ſchildert ihn in einer Sprache, die nordiſche Kraft mit ſüdlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten ſelbſt, ſchöpfte er aus Zſchokke's Werken, aus Planta, Poſſelt's Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er ſich mündlicher Aufſchlüſſe des Generals Deſolles, Moreau Adjutanten, zu erfreuen. Iſt es eine große Aufgabe jedes Geſchichtſchreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu ſchreiben, ſo hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöſt: er hat gehaßt was haſſenswürdig, geliebt was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenſtande ſeine Neigung geändert. Er iſt zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe, die Reihen für die er ſtritt, weil ſie das Recht verließ, und geht mit dieſem zum Feinde über. Er bleibt ſich gleich in ſeiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt ſogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verſtändiges geweſen. Faſt mit Leid ſieht der Leſer dieſen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes ſich nahen, weil mit ihm

auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht ſündlich wäre, ſo wäre es die, mit der wir dieſes Lob ausſprechen. Es iſt eine wunderliche Zeit in der wir leben, und gar wunderliche Menſchen leben in ihr! Wie man ſonſt Tugend heuchelte, heuchelt man jezt Laſter; wie man ſonſt die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jezt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die ſchlimmere ſey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entſchieden. Die Grundſätze der Servilität die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leſer weit ſtärker, als die welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Geſinnungen verbergen. Darin iſt eben die Schadenfreude mit der wir ſein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber ſpricht: mißdeutet mein Werk nicht, lieben Brüder, ich meine es ſo gut nicht, als es ſcheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verſtändiges, biederes und glückliches Volk hat ſeine Freiheit, ſeinen muthigen Sinn, ſeine Aufklärung, ſeine Bürgertugend und ſein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer ſolchen, die nicht wie die franzöſiſche, in Greuel endlich

ausartete, ſondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieſes Volk und ſeine Geſchichte preiſt Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer ſolchen Begeiſterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß ſein Herz einverſtanden iſt mit ſeiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie ſeiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er ſich ketzeriſchen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und ſpricht wie folgt.

„... Doch muß ich erklären, und meine Leſer werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorſtellung dieſes Werk mächtig beherrſcht: es iſt der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die ſie erleiden herabwürdigen, welchen Gewinnſt für Gewerbfleiß und politiſche Aufklärung ſie auch ſpäter daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, dieſe Idee überall einzumiſchen, doch ohne ſie je deutlich auszuſprechen ...“ Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, ſo theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menſchen, es iſt keine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich

Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen, und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke, dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit, waren überall die lezten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Palläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nord-Amerikaner ſeit ihrer Revolution ſchlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker die ſie erlitten, entartete, das waren aber ſolche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergin-

gen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römiſche Volk ſchlecht geworden. Spanien erlitt in den lezten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette ſelbſt ſoll entſcheiden, wann das ſpaniſche Volk kanibaliſcher gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbſte 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern ſelig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren ſucht. So hat er, wie er ſelbſt erklärt, Zſchokke's Werke viel benuzt, und nicht blos von den Thatſachen, die ihm dieſer freiſinnige Schriftſteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, ſondern er iſt auch, wie man auf hundert Seiten ſeines Buches wahrnimmt, den Anſichten und dem Geiſte Zſchokke's gefolgt. In der Luſtral-Vorrede aber ſagt er: „Ich muß erklären, daß die Anſichten des Herrn Zſchokke's von den meinigen ſehr abweichen." Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfaſſer, wenn er, um den niedrigen Leidenſchaften ſeiner Partei zu ſchmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten Weiß, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: „Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwar-

tung keiner befriedigte . . . kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen alles gleich ſey.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller, und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie Bexton einer war. Die kugelfeſten Geiſter der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch manches, was er denkt aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht, und geht im dunkeln weiter. So ſagt er gegen das Ende ſeiner Geſchichte: „Der lezte Akt dieſes denkwürdigen Dramas, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr, als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwicklungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte

und unterdrückte Partei der Ariſtokratie, im Schooſe der älteſten Demokratien Europens, friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt." Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſey es auch unter dem Namen eines Fürſten) wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Volkes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert, und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine beſſere Herrſchergehülfen finden kann, als in der einheimiſchen Ariſtokratie, wird dieſe an Macht immer ſo viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte ſich Bern gegen die andrin-

genden Franzoſen ſo unentſchloſſen und feige benommen, und darum hatte es, trotz ſeiner Schwäche, in dem Untergange der ſchweizeriſchen Freiheit, einen Zuwachs ſeiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette ſagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens, werde ſich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Alſo wäre zu fürchten? . . . In ſolcher Gefahr müſſe die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. **Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée,**“ iſt in großen Buchſtaben zu leſen. Dieſes **quos ego!** möge man ja nicht verſchmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntſchaften haben; er mag wiſſen, was er ſagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels. Aus dem Franzöſiſchen. Germanien 1819.

Schon die breite Quartform dieſer Blätter, ſtellt maleriſch den vierſchrötigen deutſchen Michel, und das „aus dem Franzöſiſchen," und das „Germanien," ſeine Vorſicht und Preßfreiheit dar. Es iſt närriſch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien," Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt iſt; ſo ſehr iſt Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein iſt gar nicht teleologiſch, es hat keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt, und iſt ſo wenig rezenſir- als hof-fähig, Erſch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermiſchten Schriften miſchen. Der deutſche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber ſehr angenehm und treuherzig. Der Idee Maſſenbach's, einen National-Pallaſt aufzuführen, worin alle deutſchen Prinzen der Hof-Erzie-

hung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, dieſe lederne Wetterſcheide Nord- und Süd-Deutſchlands, dieſes ſtille Land, voll unbewaffneter Neutralität, dieſer Kaſtrat mit der ſchönſten Fiſtelſtimme, in den vierſtimmigen Geſangſtücken der Bundesverſammlung, zum Bauplatze angewieſen. Alle Lehrer, die an dieſer Fürſtenſchule angeſtellt werden, müßten ſich als Anhänger der Legitimität legitimiren, doch werden die „liberalen Huſaren," die ſich in Göttingen ſo erſprießlich gezeigt, nicht zurückgewieſen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Urſache.

XXIII.

Islaor, oder der christliche Barde. Gallische Novelle von N. A. von Salvandy, verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchem sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfasser selbst nicht zu

mißdeuten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand, wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion, ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprieſen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthume der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zulaſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling, mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hoch ſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens, als die erſte aller Tugenden prieß. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt, erſchienen und Julian, die Hülfe welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er ſich vergangen; aber

was nur ein Verbrechen ſeines Geiſtes war, hat Salvandy als ein Verbrechen ſeines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfaſſers zu mildern, denken wir, er habe es gefliſſentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu ſchweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu ſeyn: er wählte das erſtere und tadelte einen Fürſten, vor deſſen Rache er ſicher war.

Zu jener Zeit als Julian das Chriſtenthum verſpottete, ſeine Diener aber, wie ſolches immer geſchieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters ſchmeichlend und ſie vergiftend die Chriſten grauſam und blutig verfolgten, lebten in Gallien, an der Küſte der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, ſeine Geliebte. Beide dem Chriſtenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und ſtarben ſie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode, erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tauſend und tauſend Mal um Entſchuldigung, daß er ſich die ſehr große Freiheit genommen, das Wort exalté, als Subſtantiv zu gebrauchen, ob es zwar ſeit dem Entſtehen der franzöſiſchen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er ſieht ſeinen Fehler ein; ſagt aber, man habe dieſen Fehler ſchon öfter begangen. So hatte man sot und andere Adjective ſubſtantivirt, ohne daß dieſes beſtraft worden wäre. Wir Deutſchen verzeihen dieſe kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn

Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber Himmel! was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſeyn können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſeyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechszig Jahren, ein geborner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu ſchreiben.

Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geſchrieben! Dieſer Verfall des Geiſtes iſt natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt iſt ſie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die ſchönen Augen ſeiner eigenen Frau ſchön beſungen. Wer ſich auf Menſchen und Dinge nur etwas verſteht, wird es dem Buche ſchon an der Stirne anſehen, daß ſein Inneres nicht gut iſt. Der Titel iſt das Kains-Zeichen. Es kann wohl ein Menſch in verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedener Zeiten, den Schwärmer ſpielen; aber es ernſtlich ſeyn, das kann er nicht. Es iſt nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon ſich exaltiren konnte, um ſo weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entſprungen, in reiferem Alter ſich verlieren mußte. Herr Gabriel Deſodry iſt weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen ſollte, läßt er den fungirenden Biſchof in der Kirche ſtehen, und tritt in die Welt zurück, um ſein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiſerlicher Höfling.

Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſodry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte, und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungen-Entzündung, und ſtirbt, nach der Fieber-Ordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſophie hatte ſich Deſodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſodry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: „**Bientôt il se passionna pour l'Absolu.**“ Deſodry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche Univerſität nach der Na-

tur. Eine Univerſität iſt nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Profeſſoren wohnen. Der Hof des Gebäudes iſt mit Bäumen beſlanzt, unter welchen die Studenten Kegel ſpielen. Deſodry geht zum Rektor Müller. Dieſen findet er mit ſeiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauſcht ſich in Bier und nöthigt den Fuchs Deſodry mit ihm zu trinken. Unter Profeſſor Tilmans Leitung ſtudiert der Franzos die Kantiſche Philoſophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel, ein ſchönes Frauenzimmer, unter Blumen und Lämmern romantiſch hingelagert. Es war die Romantiſche eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Deſodry macht ihre Bekanntſchaft, ſentimentaliſirt, philoſophirt mit ihr, verliebt ſich in ſie, findet Gegenliebe und iſt nahe daran ſie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Profeſſor Tilman ſein glücklicher Nebenbuhler iſt, und der Betrogene ruft aus: „**Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?**“ Allzuſtrenger Herr Picard! Führte das Abſolute zu nichts ſchlimmerm, als zu einer ſchönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Abſolute gar eine ſo

ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: **Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?**

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem General-Conſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina. Teutſch, herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt, auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil, und den Türken ſchmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in ſeinem in Wien erſchienenen

Werke: „des Osmaniſchen Reichs Staats=verfaſſung und Staatsverwaltung," dieſe Staatsverfaſſung und dieſe Staatsverwaltung hochgeprieſen hat. Iſt Freiheit das unerſetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert als das griechiſche? Brauchte Freiheit erſt verdient zu werden, wer hätte ſie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten ſind von ihnen geſchehen, daß die ihrer Vorfahren, mit all dem Schmucke den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblaſſen und unanſehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott ſtand an ihrer Spitze, der unbeſtechliche Gött, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der Liſt, nicht mit der Schmeichelei ſich abfindet. Wie ſie mit den mahometaniſchen Türken fertig geworden, werden ſie es auch mit den andern werden. Und würden ſie es nicht, ginge der lezte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; ſie ginge nicht verloren. Für die Habſucht und Herrſchbegierde einzelner, wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergoſſen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Saamenkorn in weit entfernte wüſte Länder, und befruchtet ſie — ſo die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geſchichtſchreiber der Griechen zu ſeyn. Durchdrungen vom Geiſte der alten Zeit, und angeeckelt von der Seelenloſigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er verſteht ſich auf die Freiheit, denn er war in der beſten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als franzöſiſcher General-Conſul in der Nähe Ali Paſcha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es geweſen. Pouqueville hat aber den Ali Paſcha zu ſehr mit europäiſchen Augen angeſehen. Dieſer war ein Naturtyrann, mit dem ſich nicht rechten, mit dem ſich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch ſeine guten Seiten. Er gab ſeinen Söhnen eine gute Erziehung. Aus einer Aeuſſerung eines ſeiner Söhne, Muktar's, ergiebt ſich dieſes deutlich genug. Als man ihm einſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung das Journal de l'Empire überſetzen mußte, wo er, wie ſeine Familie, etwas ſtark mitgenommen war, brach er in Verwünſchungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunſt aus, die er Voltaire zuſchrieb. „Nur wir Paſcha's, rief er, ſollten leſen und ſchreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen laſſen, und fände ich Jemand der mehr wüßte als ich,

ſo müßte er ebenfalls ſterben.“ Verwünſchen wir den Vater eines ſolchen Sohns ſchon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Paſcha ihre Freiheit verdanken, möge ſeine Aſche in Frieden ruhen.

Pouqueville, macht uns auch mit Ypſilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterliſt zu werden, und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Seiden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nüzt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe, und überlaſſe das übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen,

daß Griechenland weder dem Mäkler Ipſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen wir, das was er verſchwiegen, ſo zu leſen wiſſen, wie das was er geſagt. In dieſer Zeit des Druckes ſind Worte Wegweiſer zu Gedanken, die der Verſtändige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte ſpricht, ſagt er unter andern: „Aber jene im Finſtern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläſſig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede ſittliche Erhebung, jeden edlern Aufſchwung, jede Feſtigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und ſomit jede Hervorbringung des wahrhaften Chriſtenthums zu vernichten ſtrebt, weil ihre Genoſſen, ſelbſt keines ſittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächtchriſtlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenſchlichen Begeiſterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür ſich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig ſind, und daher mit vollem Rechte in alle dieſem den gefährlichſten unbezwinglichſten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — dieſe Gegenmacht blieb

auch hier nicht unthätig.“ So iſt es, und ſchlimm, daß es ſo iſt! Man braucht Pouquevilles Werk nicht erſt zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr iſt jedem angeboren.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das Leben, und die Schale das Buch. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geſchälte Nuß giebt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern, ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang, und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſeyn will, der rezenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über

die verwetterte Judenſache, in Form einer Rezenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben, zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaac habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann

hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind, und gar nicht an Juden denken, ſezt man ſich dort an eine Wirthstafel, und ein Reiſender aus Frankfurt ſizt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk ge-

liefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeuſſerung, das Bureau der deutſchen Klaſſiker in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern gezierten Taſchenbuches Gegenliebe und Freundſchaft, auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen geſetzgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holſt zu leſen; aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend, die Gän-

ſeblümchen darauf pflücken. Der Verfaſſer hat ſein ſtaatswiſſenſchaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börſenhalle, zu einem Handelsſchiffe, einem philoſophiſchen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er ſich und ſeinen Freunden ein Luſtfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrſcht, die wir früher am Landſturme, da er ſich erſt verſuchte, geſehen haben. Der Vordermann ſtößt dem Hintermanne ins Geſicht, der Hintermann ſchießt den Vordermann todt. Es iſt dieſes im wörtlichſten Sinne wahr; ein Paragraph ſtößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber ſo ausgedehnte Beſitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfaſſer ſich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er ſich hinter die Schanze ſeiner Unverſtändlichkeit und iſt gedeckt. Man kann die Feſtung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Waſſergraben umgiebt das Werk; man kann ſie nicht aushungern, denn ſie hat ſich mit dem ganzen Talmud verproviant-

tirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſeyn müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle, meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth feucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird wie immer, die Zeit ſiegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holſt iſt eine Sammlung alter Anſichten, mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb mit welchem ſelbſtgeſchaffne Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſeyn kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſeyn. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des Kant, wobei die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weiſſer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem

Hauſe gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein practiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Saamen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht=Judenthum. Das Nicht=Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln, und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloacke voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungs=Amte. Er

ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: „Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es giebt wohl einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſen verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.“ Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt euere Narrenhäuſer weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schaafe und Böcke ein, und ſtellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle die rechts ſtehen, ſind Schaafe, und die links

ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hintereinander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſeyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte

eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuſchlafen. (Dieſes vortreffliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die mediziniſche Polizei auch gegen Chriſten anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmſte in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterſchiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Chriſten aber den lebendigen Schazmeiſtern in den Mund geſteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode beſtraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechſels in das Haus eines Chriſten liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Chriſt Acceptant war, ſol-

chen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß, (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weißt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen, und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Bürgermeiſter werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, (ob er zwar den Satz auf ſeine Art anwendet) „es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äuſſerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große

Geduld! Was mich betrift, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-Stadt ein aufrühriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Converſations-Lexicon aller gangbaren Spitzbübereien anſieht, begnügt ſich damit nicht, und ſpricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn ſie wollten. Was, fragt er, würde daraus entſtanden ſeyn, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hätte? Großer geometriſcher Jammer, antwortet er. „Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang, und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer, und wäre bei Verfertigungen von Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen, er

verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der erſte Abſchnitt enthält eine „allgemeine Ueberſicht der in den leztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.“ Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er: es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es

eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhandlung „für die Juden," die in den Zeitſchwingen ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: „Der Streit gegen die Juden, und der Streit gegen den Adel geht aus einer und derſelben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Ariſtokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen ſoll." Und an einer andern Stelle: „Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; ſo mußte eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen iſt weder Sinn noch Ausdruck der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft geſprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Phyſiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klaſſe geſprochen, ſo konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da ſie ja in einem ſo hohen Grade thätig ſind, daß man ihnen dieſe Rührigkeit ſogar zum Vorwurfe macht. Nennt

man aber nur ſolche Arbeiten productiv, bei deren Vernichtung man ſchwizt, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jezt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die Juden allerdings ſtark transpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahrs mehr geſchwizt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Ariſtokratie geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig vermeint als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein Vorrecht der Juden, ſondern ein Zwang, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten, und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen —

eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmackt iſt, als es iſt: ſie gelaſſen dulden.

Es iſt komiſch genug, zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen, und zu beweiſen geſucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judenſache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem ſchmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfaſſe, einem Wechſel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem ſie von Tod und Unſterblichkeit, von Beſtimmung des Menſchen, von Theokratie, von Sittlichkeit geſprochen; nachdem ſie gezeigt, daß Judenthum ein atmoſphäriſches Gift ſey, welches die ganze Erde umhülle, kommen ſie dahin zu bemerken, die Luft ſey doch an jedem Orte verſchieden, und ſie ſuchen nicht blos für jede Stadt, ſondern auch in der nämlichen Stadt, für jede beſondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdiſches Intereſſe zu vertheidigen. In dieſer Straße ſollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieſer Straße ſollen ſie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieſer rechten Seite ſollen ſie Häuſer haben dürfen, aber keine Eckhäuſer; in den mit doppelten Ausgängen verſehenen Häuſern ſollen ſie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an

dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes, in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſey Unſinn, zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen, und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äuſſern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grauſamkeit. (Iſt nur allein der Körper verwund-

bar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen. Ich will ſeine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglücklicher Weiſe, in jener finſtern Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel urſprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Laſt fallen.“ Das iſt ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch' ein herrliches Wort er geſprochen; wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der

Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bei nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wanderer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſey. Da verſuchte der Sturmwind einem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das „Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als auſſer deſſen Heimath" betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spitzbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maaße verkauft? Nein,

der Verfaſſer beweißt nichts; er zeigt blos, auf welche Weiſe die Juden im gelobten Lande haben Betrüger ſeyn können, wie ſie die dortigen Landesgeſetze haben umgehen können, und geht dabei eben ſo ſinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur ſeines logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen; die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſeyn ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſeyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: „Ew. Edelgeboren geehrtes vom 13. habe empfangen“ — „Sehr ſchönen gerauchten Lachs und friſche Auſtern habe erhalten,“ und laſſen dabei

das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben, verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſey einſt ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,“ darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſch-

liche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzieht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rückſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag ſeyn oder nicht ſeyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden ſchlechte Bücher ſchreiben, dann mögen die Rezenſenten hep hep rufen, aber der Staat darf ſich nicht hineinmiſchen. Soll man darum ihren Handel beſchränken, wie der Verfaſſer wünſcht? Man ſoll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entſchließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, ſo würde ich rathen, allen Schreibgeſellen in Deutſchland den Alleinhandel des Papiers zu überlaſſen, damit ſie mehr dabei gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbſt Mendelsſohn wäre nicht der vortreffliche Schriftſteller geworden, er hätte ſeinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn ſein vertrauter Umgang mit chriſtlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftſteller Judenthnm und Chriſtenthum ver-

ſchmolzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogener wiſſenſchaftlicher Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen: wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beiden Männern ſtatt fand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem Manne begleitet worden ſind." Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trift, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen ge-

macht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unverſöhnlichſte Todfeind aller Bedrückungen. Das Converſations-Lexikon ſagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äuſſere beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getreideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediziniſche Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion.

Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre.“ Ein ſolcher Mann konnte unmöglich eine Krämerſeele haben, welche Menſchenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem ſolchen Manne ſollte man nicht vergebens umgegangen ſeyn!

Den fünften Abſchnitt überſchreibt der Verfaſſer: „Judenthum im Geſchäftsleben (in bürgerlicher Hinſicht) betrachtet, wo auf die ſo ergiebige Quelle hinzuſehen iſt, woraus Judenthum ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: „man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,“ und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch, und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſt-

lichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: „keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maaßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht, und geprüft ſeyn, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geſchehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Klaſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äuſſert er: „Da, wo ein chriſtlicher Wucherer ſtatt findet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden.. tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.“ Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1. daß es auch chriſtliche Blutſauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchützt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3. daß Chriſten die Juden zur Theilnahme

an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4. und aus allem vorigen zuſammengenommen, ergiebt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche Rechnung mit Chriſten getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Chriſten giebt. Herr Dr. Holſt hat dieſes alles ſo unwiderleglich bewieſen, daß ich begierig bin wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten, mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünſtet, erhaltend zwar das Leben, weil ſie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die

Anbetung ſchaft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſeyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzuſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt, als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſeyn, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die

Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeyet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches, im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten, und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen, und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz ſo gebildet und geordnet ſeyen, wie bei Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpitz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grund-

ſätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechſte Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: „Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.“ Eine ſchöne freiwillige Beiſteuer zu Frank's mediziniſcher Polizei! Er erſchrickt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung, und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er ſagt: ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch „das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen“ und dieſes nennten ſie ganz lächerlich „ſich gewaſchen haben.“ Nach ſeiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſcherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die Elephantiaſis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſey eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römiſche Dictator Sylla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte

mit einem neuen Beſen wegkehren, und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unſerer Zeit, hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch keiner geraſt. Er meint, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der ſiebente Abſchnitt betrachtet „Judenthum in hiſtoriſcher Hinſicht" und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel giebt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er Meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſeyn!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet, iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweißt nichts, er zeigt nur die Dinge, wie

er ſie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpuncte.“ Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſey, und läßt ſie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jezt eine große Menge Tagereiſen zurückgelegt. Sie ſprächen: „Wir Juden ſind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verſchiedenen Staaten ſind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum ſollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfaſſer fährt fort: „Werden ſchon gegenwärtig weithinausſehende Aeuſſerungen gemacht; ſo wird es, bei höher ſteigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum ſollten dann uns Juden die Pforten der Für-

ſtenhäuſer ſo ganz geſchloſſen ſeyn? Was könnte wenigſtens hindern, daß z. B. ein Beſitzer vieler angeſehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürſt annähme, damit dereinſt ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde." Die Wahrheit iſt mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfaſſer in dem hier Geſagten beiſtimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings ſind unſere Juden, Fürſten ſchon ſehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich ſelbſt kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten ſieben Jahren ſeinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, ſeinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlaſſen. Aber der Verfaſſer hätte nichts übertreiben, und ſich von ſeinem Haſſe ſo ſehr verblenden laſſen ſollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnſinn und Ruchloſigkeit haben ihre Gränzen. Es giebt angeborne Gefühle des menſchlichen Herzens, die auch der verworfenſte Böſewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden ſind ſchon Erz-Böſewichter genug, daß ſie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren!

Nein, das iſt unglaublich, ſo tief kann der Menſch nicht ſinken!

Der Verfaſſer beſchreibt ferner, die verſchiedenen Diebsſchlüſſel, mit deren Hülfe das ſpitzbübiſche Judenthum die Pforten der Fürſtenhäuſer aufzuſchließen gedenkt. Zuerſt erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter verſteht er den Verein derjenigen jüdiſchen Glaubensgenoſſen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbiniſchen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienſt verlaſſen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er ſagt: „Der Tempel-Verein ſchreite mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo giebt es für das Judenthum mehr Proſelyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollen geſagt ſeyn laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer, wie folgt, bezeichnet. Die Juden ſuchen ſich die Redaction ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeitſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bei Staats-

zeitungen zu eröffnen; ſie ſuchten Zenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich durch Neu-Chriſten die Direction der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Perſiflage Preis zu geben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen," um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen" müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäuſſert: „Daß jüdiſche Conſiſtorien in den verſchiedenen Diſtrikten Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilien ſodann geſezt werde! . . . Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher Hoherprieſter (Pontifex maximus) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauch-

faß in der Hand, haltend, weltlicher und geiſtlicher Herr werde und ſey; ſtelle ich der Betrachtung anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie jeder ſieht, etwas hypochondriſch, und ſieht alles durch einen ſchwarzen Schleier. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Judenthums, hat es in den erſten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hoheprieſter ſein Schwert in der Scheide laſſen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu ſchaffen; und was das Rauchfaß betrift, ſo kann der Hoheprieſter räuchern ſo lang er Luſt hat, die Juden laſſen ſich keinen blauen Dunſt vormachen.

Der Verfaſſer zeigt ſich ſehr ungeſchickt, wenn er die Juden mit den Jeſuiten vergleicht, und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einſtimmt, welcher heißt: „Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bei jeder widerſetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieſer Zuſammenſtellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, ſey ſie auch ſo groß als behauptet wird, nicht

aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verſtattet iſt, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu ſchließen, dann wäre die chriſtliche Religion die verwerflichſte unter allen, weil alle Völker der Erde zuſammengerechnet, von der Wiege des menſchlichen Geſchlechtes an, nicht die Hälfte der grauſamen und wahnſinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Chriſtenthums verübt worden ſind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigſtens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben dieſe Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beſchönigen. Die Jeſuiten aber haben im Namen der chriſtlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückiſchen Schlangenbiſſen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angeſtrengt, die Welt in Blödſinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtüzt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben?

Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Prozente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $\frac{1}{8}$ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellen-Waaren, einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunctive.) Und das iſt alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heuchelei, und üben ſie darum

nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaßen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut, oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerrichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft, und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm,

nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — feiert man oder nicht, ſoll man einheitzen oder nicht? — man weiß ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeyd Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeyd nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſeyn, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches, und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts ſeit mehrern Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes ſeyn, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips, und alle diejenigen zu äuſſern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus

nicht unterſcheiden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.“ Daß Herr Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſey, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äuſſern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jezt was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie, und ſucht ſo gut Ihr's könnt, zu beweiſen, daß ſie es verdienen, und Ihr haßt ſie, weil ſie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiſte nicht nachfolgen, und dieſer kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr

Menſchenrechte nennt, das ſind nur Thierrechte: das Recht, ſeine Nahrung aufzuſuchen, zu eſſen, zu verdauen, zu ſchlafen, ſich fortzupflanzen. Dieſe Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und dieſe wollt Ihr auch den Juden laſſen. Die Bürgerrechte, dieſe allein ſind Menſchenrechte; denn der Menſch wird erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Menſchen. Er wird darin geboren, er wird alſo als Bürger geboren. Dieſes iſt der Grundſatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt ſeyn, als durch die völlige Entwicklung der Geiſteskraft, und dieſe muß als vorhanden angenommen werden, ſo bald die körperlichen Kräfte reif erſcheinen. Alſo iſt jeder Menſch Bürger, ſobald er mündig iſt. Ihr ſagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Chriſten giebt es viele verlorne Söhne der Natur; ſo laßt ſie auch nicht Bürger werden, ſo macht Klaſſen. Ihr macht ja ſo gern Klaſſen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu ſtehen, als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein Höherer. Weil Ihr ſelbſt Sklaven ſeyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte frei-

lich ſind keine Menſchenrechte; denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch iſt Eure Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber Eure Bürger ſind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth Eures Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt Euch auch zu ſchwer geworden; denn Ihr ſeyd die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und ſeit wann führt Ihr dieſe Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem Euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den ſie in ihrem Wahnwitze ſich erdichtet; aber ſo ſchamlos waren ſie doch nicht wie Ihr, daß ſie öffentlich dem heidniſchen Götzen der Diebe und der Kaufleute ge-

opfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein „Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.“ Er ſagt darin: „Meiner Geſinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich ſeyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob ſie deſſen Verfaſſer ebenfalls, höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.“ Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas

Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freier Berührung einen ſteifen Hals, und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen ſie, das müße jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müße er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdiſchen Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten ſind nicht ſo

gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main

ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdiſche Advokaten, die jezt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen, und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und alſo damals nicht vorher wiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt ſagt mir, warum ſollen nur vier jü-

diſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſeyn dürfen? Seyd ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen, und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet; denn Ihr ſeyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal ſey

es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.“ Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile, nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen gerrennt werden. Man darf nicht tauſend Menſchen aufopfern, um zehntauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber

was habt Ihr dadurch bewieſen? — Euern Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es Euch bequem iſt; aber wenn es Euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jezt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat Euch zur Menſchlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſeyn. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreien ſo laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Bruſt packen, und Euch hier- und dorthin ſchleppen. Zu der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre

länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe, und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihre Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr **Dr.** Holſt hat ein **Schlußwort** an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſeyn; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer ſchweinsledernen Auſſenſeite, und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen

Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane. Das erſte Buch, welches Herr Dr. Holſt „ein rühmliches Werk" nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beſchwerden, inſonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen, und mit Praejudiciis, decisionibus und Responsis überall beſtärkt. Denen Richtern, Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch und Hochgrävl. Giechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das

Giechiſche Reich, ſind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit, Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen, und die ganze Chriſtenheit auf das äußerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bisher unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln, und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar ſehr

vielen mit großer Mühe und unverdroſſenem Fleiß durchleſenen Büchern mit Ausziehung der hebräiſchen Worte und derer treuen Ueberſetzung in die teutſche Sprache, kräftiglich erwieſen, und in zweien Theilen verfaſſet, deren jeder ſeine behörigen allemal von einer gewiſſen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Chriſten zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Regiſtern verſehen. Mit Seiner königlichen Majeſtät in Preußen, allergnädigſten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Chriſti Geburt 1711. 2 Theile." Der erſte Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zuſammen alſo 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttauſend Seiten, und Ihr leſet ſie mit Vergnügen, warum ſolltet Ihr vor dem Eiſenmenger zurückſchaudern? von vielen, ſowohl in artiſtiſcher als in national-ökonomiſcher Hinſicht, ſehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der ſchöne gothiſche Bauſtyl der deutſchen Sprache ganz verloren gegangen iſt! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eiſenmengeriſchen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holſt: „Judenthum in allen deſſen

Theilen" das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu überſezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergenädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nüzen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoriſtiſch ſeyn, und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen, und man wußte ſchon alles was im Buche ſtand; jezt aber muß man das ganze Buch leſen,

um den Titel zu verſtehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmiſchen Beziehungen von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: „wie die großen cosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur wie groß der Ehrenſold heuti-

ger Schriftſteller iſt, und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen, und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Lezterer erzählt weiter was ihm erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Pritſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſezten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fe-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei

nicht maliciös seyn. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besizt, als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden, und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?" — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck. und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nüzlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damascener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?" — Ich sehe in diesem Zweifel von Seiten der Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Sa-

tyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: ob das Weib oder der Mann verdorbener ſey? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält, und die Schalen nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?" — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſey ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſeyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferſtehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten, aufſtehen werden?" — Ich glaube,

daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrei machen, daß die Beiſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließe man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferſtehen werden?" — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchähe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen ſeyn werden?" — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?" Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und ſagen, daß diejenigen, die auſſer Judäa gelebt haben,

ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig, und fragt: „wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?“ Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jérusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Anferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz genau in der Sekunde ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wo es aufgehört hat, ſie zu verdienen.

Der Verfaſſer hatte an einer frühern Stelle ſeines Buches geſagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall ſtehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Chriſt habe ich die ſchuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich ſeyn können, daß Juden ſich noch jezt eines ſolchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, verſteh' ich nicht." Der Verfaſſer hätte immer ſo aufrichtig ſeyn ſollen, zu ſagen: ich verſtehe nicht; dann wären die Irrthümer ſeines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und ſich ſelbſt dieſes ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorſtellung von Sklaverei und Unehre war mit dieſem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, dieſe furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten iſt keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, ſondern Männer, die gottähnlichen Weſen gleich ſind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiſte einſt bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob; jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken,

und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen: „denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.“ Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts anderes als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jezt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt iſt, können Parallellinien nie zuſammenſtoßen, ſie bleiben immer auseinander ſtehen.

So glaube ich alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Verfaſſer die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen wollte, um ſie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weiſe Männer ſind, die man, ohne ihnen zu ſchmeicheln, nach meiner mathematiſchen Theorie, mit verrückten Menſchen in Parallele ſetzen kann. Dem Verfaſſer habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu ſagen. Er äuſſert in ſeiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen ſeyn mag, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben „ſolches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenoſſen ab, mehr von der Entſcheidung der ſtreng richtenden Nachwelt.“ Ich darf ihn verſichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, ſondern nur ſo handelt. Und wahrlich, unverſtändig thun, iſt verſtändiger als unverſtändig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind, und zur Freiheit geboren. Freiheit ſey die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt lieben, Ihr aber ſeyd Sklaven Eures Haſſes. Ihr

ſeyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit iſt eine harte Gebieterin. Frei ſein wollen, heißt frei ſeyn. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Bruſt kann Raum ſeyn, um Tauſende zu haſſen: Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichſten Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benezt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurück Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſeyn braucht, von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der ſchöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: Die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Waſſer,

nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden aneckelt — ſeyd keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgeraft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung, ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre davon zu ſprechen; aber darauf was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Geſetzgeber zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend Geſetznehmer zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn, längere oder kürzere, Gebote, um den Hebräern, nur die Grundzüge ihrer Verfaſſung vorzuzeichnen; denn er begriff in ſeiner Weisheit, daß eine Welt

leichter geſchaffen, als glücklich gemacht ſey. Die irdiſchen Väter aber, ſind viel mächtiger lakoniſch; ſie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot. Ihr ſollt keine Verfaſſung haben — woraus die übrigen Gebote ſich auf das ſchönſte ableiten laſſen. Wer ſich in dieſen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig ſind, etwas unterrichten will, der leſe das angezeigte Werk. Der Verfaſſer hat die Pyrenäen erſt in den lezten Monaten des verfloſſenen Jahres bereiſt, das will ſagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wiſſen gut iſt; aber zu beachten noch beſſer wäre. Er ſpricht von den ausgewanderten ſpaniſchen Mönchen die gehörig beleibt ſind, und, wie ſie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzoſen die ſie auf den Landſtraßen treffen, ſegnen wollen, worüber ſolche Franzoſen lachen. Er ſpricht von der Glaubens-Armee; die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Meſſern, vor denen ſich ſogar Napoleon in eigener Perſon gefürchtet haben ſoll, er der ſonſt nichts gefürchtet; von der Regentſchaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappiſten; von dem franzöſiſchen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beſchaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen.

Der Verfaſſer hat eine ſchöne maleriſche Darſtellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verſtehen ſich nicht auf die Perſpektive, und eine Wahrheit die nicht wenigſtens in Haut-Relief dargeſtellt iſt, faſſen ſie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris 1822.

Schulden machen darf auch in Deutſchland jeder; nur das Recht ſie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutſchen), iſt dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieſes Recht auch für die Unterthanen in Anſpruch nimmt, darüber braucht man ſich nicht zu wundern; es iſt dieſes eine der lezten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzoſen... Das iſt aber auch ſchon alles, was ich über das angezeigte Werk ſagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtſchaffenen Rezenſenten zu erwarten iſt, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüſſig, theils ſchädlich. Ueberflüſſig — weil diejenigen deutſchen Leſer, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beſte Franzöſiſch ſprechen, und alſo das Original verſtehen; ſchädlich — weil denjenigen Deutſchen, die kein Franzöſiſch ſprechen, nämlich

gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterſchied berechtigt ſey, Schulden zu machen; er fordert gewiſſe körperliche und geiſtige Eigenſchaften dazu, und nur die damit Ausgeſtatteten bilden ſeinem Syſteme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechſel-Briefadel, die Schulden-Ariſtokratie.

Nicht blos ſeines Inhalts wegen, ſondern auch darum iſt dieſes Buch merkwürdig, weil zwei deutſche Worte von bedeutendem Umfange, zuſammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographiſchen Fehler darin abgedruckt ſtehen. Das war eine ſchnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich ſchrieben ſie in Paris: Sauberflut, und Kopstik, welches heißen ſollte: Zauberflöte und Klopſtock. Wenn die Franzoſen mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehen in der Philologie, werden ſie bald ſagen können: (vielleicht ſagen ſie es ſchon zur Zeit, wenn dieſes gedruckt erſcheint) Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas das der Heilkunst Noth thut. Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Bonn. Leipzig 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung, beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt." Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur Diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen

Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus was der Heilkunſt Noth thut — was wir etwa nicht verſtünden — ſondern man erfährt, was dem Herrn Windiſchmann Noth thut, und an der Noth eines ſterblichen Menſchen, wird gefühlvollen Leſern mehr gelegen ſeyn, als an der einer unſterblichen Wiſſenſchaft.

Was uns gegen die Myſtiker ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben, und ſagen können: auf Erden ſey keine Wahrheit, und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Myſtiker aufbringt, iſt ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der ſie, was allen ſo verſtändlich wäre, in einem kauderwelſchen Kanzlei-Style vortragen; iſt ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem ſie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber laſſe der Himmel ſein Manna herabregnen; iſt ihre gränzenloſe Herrſchſucht, die

ſie eine ſo enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen Kindern zum Chriſtgeſchenk gegeben, groß genug zum Paradieſe wäre; iſt die Einbildung, die ſie glauben macht, ſie, ſie Wenige, ſtänden erhaben über alle Menſchen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit ſelbſt — über die Zeitgenoſſen, die ſie „moderne Schwäzzer, faule Knechte und geſchäftige Müſſiggänger" ſchelten; über das Jahrhundert, das ſie als ein „Zeitalter voll der Zerſtreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermeſſenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einſicht und Mattigkeit der Geſinnung" ſchildern; iſt endlich die Unduldſamkeit, mit der ſie alle haſſen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgeſtalten, die ihrer eigenen kranken Phantaſie erſcheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darſtellung zu geben, iſt durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windiſchmann herabließt, folgt der ſich immer dicker und dicker zuſammenknäuelnde Unſinn, drohend auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert,

und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht „aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel," ſey ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung" ſey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr ſchon Gottes Finger, und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung" die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Lezteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten, Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte gemacht," habe ihn veranlaßt, über das was der Heilkunſt Noth thut, ernſtlicher nachzudenken. Ein ſchöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfaſſer ſeine Leſer blind machen, um

die unerſchöpflichen Heilkräfte der katholiſchen Kirche, auf eine recht ſchwere Probe zu ſetzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windiſchmann, ſo heilig er iſt, dennoch nicht verſchmäht, ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz ſo wie es die irdiſchen Schriftſteller auch thun; wie dieſe nämlich in ihren Vorreden zu ſagen pflegen: gründliche Belehrung würden ſie mit Dank annehmen, ſchmähſüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit ſie ſagen wollen: Jedes Lob würden ſie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber, gebührlich das Ohr verſchließen — ſo ſpricht Herr Windiſchmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er ſagt nämlich „gründliche Bemerkungen" ſchätze er, jedoch auf Bemerkungen „die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip ſelbſt" auf welches er die Kunſt zurückzuführen ſuche, entſpringen, würde er keine Rückſicht nehmen. Das Princip aber auf welches Herr Windiſchmann die Arzneikunſt zurückzuführen ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums, wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnſinnig finden, die der Verfaſſer daraus abzuleiten ſucht. Ja jeden ächten

Chriſten muß es, weil er ein ächter iſt, um ſo mehr empören, Chriſtus zum Doctor und ſeine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu ſehen.

In der Einleitung zu ſeinem Werke, giebt der Verfaſſer eine Erklärung über den Begriff der chriſtlichen Philoſophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren myſtiſchen Schriftſteller alle, in ihren Darſtellungen ſelten einen Abſatz machen, ſondern ohne Ruhe und Raſt, bogenweit fort reden, ſo daß der Leſer oft zu ſeinem Glücke, eher den Athem als den Verſtand verliert. Auch Herr Windiſchmann ſchrieb die erſten dreißig Seiten ſeiner Vorerinnerung, ohne Abſatz. Es iſt dieſes eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Leſern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Geleſene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In dieſem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers iſt ſo oft und ſo viel von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken, während der Faſtenzeit, gar nicht werden leſen dürfen. Wer ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philoſophie iſt weſentlich nichts anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhang fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfah-

rende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben auſſerſichſeyenden und — wie es ſich am Ziele findet — auſſerſichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſezt, unternimmt er, von der Arzeneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: „der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.“ Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur, iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit .... der Sitz aller Krankheit iſt in einer Entzündung der Seele.... Es giebt eine erſte, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbſünde giebt.“ — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſo-

phiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das Leben nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren; der examinirte, promovirte, und recipirte Menſchen-Arzt jedoch, ſoll kein Famulus des Todes ſeyn, ſondern deſſen Widerſacher. . . . Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind. . . . Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird ſich finden. Herr Windiſchmann weiß recht gut was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtſeins" verlieren, müſſen wir von ſchmetternden Worten betäubt werden; wir könnten ſonſt Langeweile haben — der Weg nach Rom iſt weit.

Es läßt ſich denken, daß der Verfaſſer den thieriſchen Magnetismus nicht verſchmäht. Zwar iſt das noch nicht die liebe dunkle Nacht ſelbſt;

aber immer eine Dämmerung, und als ſolche die erſte Stufe des Heils. Wir haben der magnetiſchen Beluſtigungen ſchon ſo viele und ſo würzige genoſſen, daß es ſelbſt Herrn Windiſchmann nicht möglich war, uns hierin etwas neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetiſchen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, ſagt er: „Schon das Faſſen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernſt und eindringlich ergreifen, überzeugen, ſtimmen, bewegen will, deutet auf den magiſchen Einfluß der Hand hin.“ Jezt kann man ſich auch das Räthſel erklären, warum der ertappte Gauner, ſtatt fortzulaufen, ſich ſo geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß ſchleppen läßt. Es iſt der magiſche Einfluß der polizeilichen Hand auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig

verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: „Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände giebt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.“ Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen, würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener „kindliche Glaube,“ welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.“ (Schade, daß Moliere dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden).

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß es einem Profeſſor, zugleich der Philoſophie und der Medizin, daß es

Herrn Windiſchmann, mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſeyn ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſeyn; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Pabſt ſoll der Kranken Aesculap ſeyn, und in bedenklichen Fällen, ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen, Conzilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man ſoll heilen durch das Abendmahl, durch den ſo ſüßen Namen „Jeſus," durch den Exorcismus. Da aber ſolche Arzeneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müſſe es werden, wie es einſt geweſen, nämlich die Prieſter ſollen zugleich Aerzte ſeyn. Bis dieſe edle Schmelzung zu Stande gebracht, ſollen einſtweilen die Aerzte mit den Prieſtern ſich verſtehen, und am Krankenbette gemeinſchaftlich mit ihnen wirken. . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht ſo komme, und wir tröſten uns mit, des Verfaſſers eigenen Worten.

„Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchſchimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit, die epidemiſchen Dünſte bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wiſſenſchaft und Kunſt bewirken, und das Leben in jeder Art ſeines Berufs verjüngen wird.“

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme Elise Voïart. Paris 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft, ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine andere Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchazt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit, und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil ſie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebürlich mehr Sorgfalt auf ihre äuſſern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß ſie Liebe öfter erzwingen als verdienen. Eine Frau von innerer Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl

iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herzen und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſey, dann wird dieſes Bewußtſeyn die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten, und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es giebt keine Kunſt zu gefallen! . . . die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunſt zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar keinen damit täuſchen als ſich allein, und ſie werden, um damit zu zermalmen, ſich ferner falſche Zähne einſetzen, die ihnen nicht anhänglich ſind,

und bei jedem ernſten Gebrauche abfallen. Da ſich die Dinge ſo verhalten, werden Schriften über die Toilette immer geſucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk iſt zu ſehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es ſich empfehlen werde. Die würdige Verfaſſerin ſchrieb keinen Machiavelli, ſondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunſt. Alle Lehren die ſie giebt, ſind weiſe und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Waſſer, werden als die beſten Mittel geprieſen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt ſie auch Vorſchriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze, und gegen den unüberwindlichen mazedoniſchen Phalanx, den man Zeit nennt, ſich künſtlich vertheidigen können: aber die geprieſenen Mittel ſind wenigſtens unſchädlich, und der ſchädlichen geſchieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen ſo wichtigen Gegenſtand als der Putz der Weiber iſt, verdient etwas umſtändlich beſprochen zu werden. Das Buch iſt angenehmer Weiſe in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin ſchreibt. Die Lehrmeiſterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weiſe ſie eine große Toiletten-Kunſtkennerin ge-

worden. Im Jahre 1744 ſey ſie in die Dienſte der Prinzeſſin W. getreten. Dieſe habe ſchon gealtert, und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürſtlichen Reize beizuwohnen, habe ſie erſtaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgenſten Myſterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürſtin habe ſie das Putz-Miniſterium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung ſich neue Kenntniſſe geſammelt. Dieſe herrliche Fürſtin wäre aber frühzeitig geſtorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, ſich an den Erb-Toiletten-Tiſch geſezt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunſt entbehren; weiſe Rathſchläge wären ihr indeſſen nicht ohne Nutzen geweſen... Neue Moden ſchwärmeriſch liebend, nahm ſie ohne Unterſcheidung auch ſolche an, die ihrer ſchönen Geſtalt ſchaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürſtin verſchmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunſt, hielt ihre Jugend für ewig, und ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.“... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöſe eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in

mein Vaterland zurück. Auf meinen ſtillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt geſehen habe, vergeſſe ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falſchheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene, die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunſt beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geſchichte der Kunſt. Sie ſteigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menſchen, ihr Geſicht zu ſchminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen ſchön, verliebten ſich in ſie, und aus dieſer Verbindung des Genius mit der Schönheit entſprang ein herrliches Menſchengeſchlecht, welches die heilige Schrift die S t a r k e n, die G e w a l t i g e n nannte. . So wird die Geſchichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrſamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttiger's und Herders verſchwendet wird. Darauf geht die Verfaſſerin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei ſie mit dem Kopfe

anfängt und mit den Füßen endigt. Es iſt ein ſeltenes Verdienſt, wenn eine Schriftſtellerin etwas mit Kopf anfängt! ... Im Kapitel von der Haut-Kultur geſchieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's Erwähnung. Dieſe hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es beſteht aus Weizenmehl, Honig und Eſelsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Geſicht überſtrich. Morgens wurde dieſe Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiſerin, daß ſie fünfhundert Eſelinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch ſie ſich badete, und daß ihr auf allen ihren Reiſen dieſe fünfhundert Eſelinnen nachgeführt wurden. ... Das Kapitel von den Runzeln iſt ſchauerlich. Sie werden genannt: „verrätheriſche Zeichen, welche die Hand der Zeit ſchonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in ſeiner gerechten Strenge geſchaffen zu haben ſcheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verſcheuchen. Dieſe Feindinnen der Schönheit ſchleichen ſich, anfänglich ſchwach und furchtſam, eine nach der andern in die Winkel der Augen. Die erſte Runzel iſt ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; ſind ſie aber bis zur Zahl drei geſtiegen, dann erhebt die Schönheit

ein Lärmgeſchrei; und wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt." Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erſtickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit

und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Officiere Heldenthaten verrichten, und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die leztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſo bald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen, und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — ſo uner-

ſchrocken ſind ſie. ... In dem Kapitel von den Haaren wird folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöffe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchoff ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinne lächerlich gefunden.“ ... Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik

und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen, und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis auf's Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette, die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder, geſammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erſter und zweiter Band. Berlin 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch, und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer in's Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpieſſen bewaffnet auf uns zu. Ueberreſte ver-

zehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſezt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſezten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die

Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch, daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune, uns reizt und ergözt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes, und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrer Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion, hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Dezius den grauſamſten Märty-

rertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapionsbrüder vorgeſezt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italieniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt, und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen, und ihn nach den Grundſätzen des Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſey aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſey, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in Erſtaunen ſezten wegen der plaſtiſchen

Ründung und des glühenden Lebens mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapionsbrüder wie folgt, vernehmen: „ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth.“ „Deſſen wollen wir eingedenk ſeyn, ſo oft wir bei unſeren Zuſammenkünften, einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſey unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Re-

gel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder.“

So durch und durch, ſo ganz, nicht blos nach Innen ſondern auch an ſeinen Oberflächen werthlos, ſo ohne die geringſte Beimiſchung von Wahrheit, iſt jener Lehrſatz der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuſchung und Verwechslung unmöglich iſt, und es nur weniger Worte bedarf um zu zeigen, worin die Falſchheit beſtehe. Wie die Anbetung den Gott, ſo ſchafft erſt die Bewunderung das Kunſtwerk, es ſey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Iſt es in jedem Kunſtwerk die Vollkommenheit irgend eines Weſens, was jene Bewunderung erregt, ſo muß, daß dieſe erregt werden könne, jenes Weſen faßlich ſeyn — faßlich für den Verſtand, für den Glauben oder die Phantaſie. Wie aber kann ein Kunſtwerk faßlich werden, wenn es der Künſtler nicht freigiebt, wie kann es in unſere Sinne, in unſeren Geiſt einziehen, wenn es die Werkſtätte des Künſtlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen ſeiner Wartung, die er in den Boden unſerer Phantaſie verpflanzt, auch die Blumen-Erde verſetzen, aus der jene hervorgeſproſſen, will er durch ſeine eigene Phantaſie die des Leſers verdrängen, dann weiſen wir ſeine Gaben zurück, weil wir nur für das Geſchenk nicht aber für den Geber Raum

haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zur Konterfey, mit aller Beſchränkung worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daſeyn aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſey. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe was er glauben, nicht ſehen was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapions-Brüder, unwiderleglicher, als es ein anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende, noch

im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fiſche des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinanderwirft, es iſt der von Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen, der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zuletzt als gräuliche Rumpfe, umherſpringen,

der hat die Geſtalten der Hoffmannſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur, keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden, und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dollmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äuſſern Leben" genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten die der Verfaſſer einem der Serapionsbrüder ſagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahn-

ſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird" hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch Genuß bringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſeyn, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſeyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen die uns der Verfaſſer giebt ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr philiſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fordert auch ein Buch nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer etwas, und er gewährt ihm, was

er glaubt das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geſchichte!" — Es gab noch keinen hiſtoriſchen Profeſſor, der nicht in der erſten Stunde ſeiner Vorleſungen dieſen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet ſeinen Gegenſtand falſch, wie mich dünkt. Iſt die Geſchichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, iſt ſie ſchnurrecht und überſichtig wie ein Feld? Nein. Sie iſt ummauert, oft verſchloſſen, beſchattet, und ſie verſteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem engliſchen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, ſondern ſich gefallen von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg iſt ihr Zweck. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereiſen ſind lang, die Nachtlager ſind kurz. Die Welt iſt eine Wohnung, die mehr Treppen, als

Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts...

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen, uud von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jezt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein

bononiſcher Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem erſten und dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war, und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch er war geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jetzt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thrä-

nen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen, und in England, wie in Spanien, hat man es überſezt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.“ Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darnieder liegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren, und es giebt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen giebt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geſchehen läßt, ſeine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſey. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen

zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit, und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe, und ſprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles und einer müßte Platz machen, und darauf hatten leztere den geiſtreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der franzöſiſchen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte ſie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbeſiegbare Furcht vor Napoleoniſchen Offizieren, die Bononiſchen Steinen gleich die Majeſtät ihres Gebieters

eingeſogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reiſten, wo Deutſch geſprochen wurde hatte die Pariſer Polizei gehorſame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erſt als ſie nach Polen gelangten, hörte die Jagd auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — ſchreibt Bacheville in ſein Tagebuch. Aus dieſem unromantiſchen Ouf, erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reiſebeſchreibung keine ſentimentale iſt. Der Verfaſſer, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik ſeines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen leſen. Es hat freilich manchmal den Anſchein, als ob der Reiſebeſchreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, iſt es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterſcheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Drei Jahre lang reiſten die Brüder Bacheville in Europa und Aſien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überſtanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen, und ſtarb in Aſien an der bloßen Peſt.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Dr. S. Stiebel. Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie, das was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſeyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundſätze haben, und nichts anders zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren Gebote erſt

vollſtrecken, und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der „kleinen Beiträge.“ Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen andern, die erſt finden, und dann ſuchen. Wer ſich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum leſen und beachten empfohlen ſeyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vor-

ſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediziniſche Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört, in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus, weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen ſahen alles, was ſie zu ſehen wünſchen, die andern überſahen alles, was, wie ſie fürchten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr **Dr.** Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nervenübeln gelitten, wird *nach* einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch *durch* dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutiſchen Mittel mochten das ihrige gethan haben. Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere

Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum, und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere finden, die ſo umſtändlich als ſie es mit ihren Täuſchungen gethan, auch ihre Enttäuſchungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wiſſenſchaft.

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die erſten zwei Bände.)

Es iſt wahr, die Pariſer verſtehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins iſt, verſtehen ſie zu leben. Sie ſind im Stande und loben oder tadeln die entgegengeſezteſten Dinge im nämlichen Satze, ſobald zwiſchen zwei Puncten ihr Vortheil umſpringt. Der Tiſchler preißt eines ſeiner Möbel an, weil es vom feinſten ausländiſchen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländiſches Holz dazu gebraucht iſt. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchloſigkeit. In der Pariſer Schriftſtellerei geſchieht das Nämliche. Erſcheint eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfaſſers, daß dieſer ein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, allen Ereigniſſen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieſelben ein-

gegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer kein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſey, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten, und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe leztere gute Eigengenſchaft ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſey ein Nachgeborener, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: Welche Parteilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache gut, oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres

Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die lez=tern haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat, haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bür=ger, als himmelſtürmende Titanen niederkeult. La=fayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor drei=ßig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor, aus ſolcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das ſie in der Revolution erwor=ben, vermehrt haben und noch jezt genießen, werden noch jezt, wie früher, geſtreichelt, und man verzeiht

ihnen alles, ſogar daß ſie liberal ſind. Iſt es ſo — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben dieſe Parteilichkeit wird am meiſten verabſcheut. Seine Jugend wird ihm alſo zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution ſchelten wird. Freilich ſcheuen franzöſiſche Schriftſteller dieſen Vorwurf nicht, und ſie unterſcheiden ſich hierin (gewiß ſehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutſchen, die überlegen, was ſie ſchreiben. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte, der ſich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor Ludwig dem Vierzehnten, wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Valliere, zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im

Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei, weniger als Deutſche, der Gefahr ausgeſezt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen, und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äuſſert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doktor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern, im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſeyn; aber der Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter giebt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber ſie giebt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im

juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter, und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird und die handelnden Menſchen zur Staffage herabgeſezt werden. Die Pariſer Oertlichkeiten verleiten zu ſolchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, ſind ſo pittoresk, daß ſich der Pinſel eines Landſchaftsmalers gern an ihnen übt. Doch ſind dem Verfaſſer die Gemälde der Perſonen keineswegs mißlungen. Die Schildernng Dumouriez's iſt vortrefflich, und die Marats wäre ein Meiſterſtück zu nennen, hätte der Verfaſſer dieſen Schrecklichen nicht zu ſehr ins Kleinliche ausgemalt, ſondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drappirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele, als Werke der Convenienz und des Zufälligen verſchmäht. Der Lieblingsheld des Verfaſſers iſt Mirabeau, ſich hierin als einen ächten Pariſer zeigend, der Schauſpiele jeder Art leidenſchaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger, war ſchlechter, als Robes-

pierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler ſeines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war, und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Verfaſſer, die deutſche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen iſt, und daß er dieſer Mutter der franzöſiſchen politiſchen Revolution nicht die mindeſte Hochachtung bezeugt. Daher ließ er ſich auch zu dem falſchen Urtheile verleiten, das ſchon tauſend andere, die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben, oder in ihr gehandelt haben, früher ausgeſprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieſes und jenes geſchehen, ſo wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menſchen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich,

wenn er ſich vor ſeiner Hochzeit in das Waſſer geſtürzt hätte. Doch führt den Verfaſſer ſein guter Inſtinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So ſagt er dort, wo von dem mißlungenen Beſtreben einiger Mitglieder der Nationalverſammlung, die engliſche Conſtitution einzuführen, die Rede iſt: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est-à-dire, après le combat, c'est-à-dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.“ So iſt es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm iſt nur, daß man jezt nicht blos im, ſondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution, nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer, de son défaut

de raison, doivent souffrir de ce même defaut quand il se soulève.“

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach, Par Mme la comtesse de Genlis. Paris. 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht, und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt, und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt, und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſeyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um

die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die leztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen, und ſo arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmliſchen und keine irdiſchen Kräfte. Sie fragen nicht was, ſie fra-

gen, wer hat unſere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan; dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jezt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve-Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht giebt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht giebt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre, und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Po-

litik miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen; iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wankten ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes

Mutterherz iſt ſtets das Nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin, im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Axe der Erde, und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Giebt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſey die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man iſt den Philoſophen nur noch Dank ſchuldig, denn an ihnen iſt das Licht allmählig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne ſie wären die Kämpfe unſerer Zeit noch blutiger geworden als ſie waren. Deutſchland hat ſeinen innern Frieden ſeinen Philoſophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther ſteigen wir, und härten uns gegen franzöſiſchen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben ſeit

dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Univerſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſey ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung, habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeuſſerungen, Schriften und Briefen der ſogenannten Enzyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächform, und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten ſo gottloſe ab-

geſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen, und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerſtören, wie ſie Gott abſetzen wollen, und gehen dabei ſo trocken und diplomatiſch zu Werke, als ſey der himmliſche Vater ein König Stanislaus, und ſein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmiſchereien genannter Philoſophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gaſt in die hölliſche Tiſchgeſellſchaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſeyn — aber nein; Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein namhafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert

der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire — grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter, und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet, zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouqué iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schrif-

ten wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er ſchickt uns kritiſche Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf ſolche Weiſe die Abgänge der Holbach'ſchen Mahlzeiten chemiſch unterſucht, und in Abſicht zu verläumden, aus den geſündeſten geiſtigen Flüſſigkeiten einen freſſenden Branntwein deſtillirt hat, führt ſie des Gegenſatzes wegen, mehrere Standesperſonen zuſammen, und läßt ſie ein gottesfürchtiges Eſſen halten. In dieſer Geſellſchaft befinden ſich: der Marſchall von Richelieu, der Marſchall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den franzöſiſchen Memoiren hinlänglich bekannt iſt, Muſter der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, ſowohl von irdiſchen als überirdiſchen Dingen. Sie decken die Laſter der gemeinen Bürgersleute auf, und entſchleiern die verſchämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer ſagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachſagen, daß in dieſem Stande Impertinenz ſich ſeltner findet, als in

den untern Ständen.“ Wohl geſprochen! ſagen die andern... Eine Herzogin ſagt: „Die ſchon ſehr ſichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken verſezt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politiſchen Einſichten iſt dieß ein ſehr böſes Zeichen.“... „Der Chevalier: Was ſagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die ſich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet iſt, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Beſuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es iſt Mademoiſelle Dervieux. Die Frau Marſchall: Ganz gewiß, das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen.“... Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grauſamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calviniſten, war ſo ſchwach, das Gemezel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grauſam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrſchen, Ludwig der IX. hat einen verabſcheuten Namen hinterlaſſen. Er hatte nichts Franzöſiſches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks ſo nennen kann; er ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen, und den

Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen." („Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — ſezt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgeſandten der Fürſten, auch wenn ſie beleidigende Botſchaft bringen. Mit den Abgeſandten Gottes wird nicht ſo gütig verfahren. Schickt der Himmel in ſeiner Liebe oder in ſeinem Zorne einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon; ſo wird er von denen gemißhandelt, welchen er geſendet iſt. Frau von Genlis giebt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewiſſer Menſchen unſerer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion iſt ihr nur eine himmliſche Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorſam hält. Sie findet die hebräiſche Sprache die ſchönſte unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigſte aller Völker auf der Erde — wahrſcheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes ſo dumm geweſen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unſerer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundſchaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine

Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse.“ Sonſt ſey dieſes anders geweſen. Der Sohn der Frau von Sevigne habe von der Armee, wo er ſich ſehr brillant gezeigt, ſeiner Mutter geſchrieben: quel sera mon bonheur de me jetter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.“ Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeyen höchſt rührend. Wir andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſeyn, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Achter Theil.

Zweite Auflage.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

VIII.

Aus meinem Tagebuche.

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir recht wie immer.

Krank ſeyn, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und alles geduldig ertragen bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen krank zu ſeyn länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt, und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter, das den Durſt der Jugendglühenden Natur

löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchönern Jahren ... ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand war auch die Natur geneſen. Weg geſchmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte alles vergeben, alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſtwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrüsliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemahlt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und Blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet

vor mir und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es iſt nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er gibt euch nur zurück was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſe. Ja, wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt iſt nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle!

Ja, ſo ſollte es ſeyn, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteuererin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Welt zieht, und den Leichtgläubigen vorlügt, ſie habe zwei Königreiche, eines da oben die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten die zu züchtigen, die ihr hart und mistrauiſch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut Bankerott zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges ſtimmen und nie beginnt das Conzert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das

Capital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luſtballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſey nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ärnten anfängt, gelangt weniger als ein Dritt-Theil, und dem Wohle dieſes kleinen Dritt-Theils werden zwei große Dritt-Theile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle ſorgen nur für die hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt die Magd des Alters zu ſeyn!

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt keine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſeyn und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft

an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus ins Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir Reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeyd ihr nicht drei-

ßig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief ſondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert oder der Mann wie er ſeyn ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klairant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring, und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergiſchen Familie habe ich mehr geweint als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeit-

dem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich leſend aß, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich ſo glücklich, daß mir einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtörte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir guter Laſontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt den 30. April.

Kostbar ist ein Brief, den Göthe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erschrocken und argwöhnisch wie ein Polizeidirektor sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens — demagogische Umtriebe die, als gar nicht real, sondern nebulistischer Natur ihm noch verhaßter seyn müssen, als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte," findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wis-

ſenſchaftliche Bewegung geweſen ſey, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeyen ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller als ſeinen Juſtizminiſter darüber, und bittet ihn gehorſamſt das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieſer Kriminalfall iſt wichtig und ich wünſchte Jarke in Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzigs Journal, Sands Mordthat beſprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter, in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo nichts ſind — nein weniger als nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Likörgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend erſt von ſich ſelbſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthes Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehen Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe vergißt aber nie ſeine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablaſſend behandeln! Er ſchreibt ihm: mein Werthester, mein Bester.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter! Quel bruit pour une omelette! „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich immer nur Maitreſſen oder hommes entretenus;

wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: Die Humboldin, ſprechen von Körnern, Bodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am Meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfecirt, Apercüs, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines Deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthes Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte, die kleine Ehre der Ueberraſchung nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjektive; — man kann ſich ſo leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern, den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker kräftiger Mann, und wenn er mich todt ſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Menſch, du elender Sklave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſeyn? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert ſie zu befreien und große und kleine Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt den 1. Mai.

Ich lese in der Zeitung: Prudhomme, der älteste der französischen Journalisten sei gestorben. Ich kannte diesen Mann, ich habe ihn oft besucht. Er sprach viel; aber weniger achtsam hörte ich auf das was er sagte, als ich achtsam in seinem Gesichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenstein, die verwitterte Inschrift trug: gestorben 1794. Im Anfange der Revolution schrieb er das meist gelesene, meist verbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Oktav-Form die ungeheuersten Grundsätze zusammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtausend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen sprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in seiner Stärke war, flackte sein niedergebranntes Auge hoch auf und seine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von spätern und von den neuesten Zeiten, dann sprach er so müde, verdrossen und schläfrig, daß es un-

behaglich war ihn anzuhören. Von Freiheit in einer konſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren, nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte, an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu

geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spaß, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte funfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen Arteſiſchen Brunnen graben und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſey nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — nett, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verſtand aber damals die Sache noch nicht. Die deutſche

Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer und daß nicht genug ſey für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Parthei. Der Franzoſe lobt und begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht blos ſeine Parthei, ſondern er zwingt auch alle die dieſer heimlich entgegen ſind ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Parthei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen alles und wir bringen es zu nichts. Eine Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Erreigniß, kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nehmliche Sache täglich zu ſprechen, das kömmt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nehmliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren und in

unſerer thörigten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſeyn will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben was löblich, tadeln was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun was ſie wollten — und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Maale zu einem Reſtaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich

mich unter andern auch von politiſchen Dingen unterhielt. Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſeyn könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich einige Jahre ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein Solcher der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heitzung hatte. Nachdem er ſich durchwärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nehmlich zuvorkommen,

weil ich vermuthete, er habe die Abſicht Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiederte: Geld haben ſei bei ihm ein Verbum, das im Indikativ kein Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſei jetzt der günſtigſte Augenblick etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißig tauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerkspurſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten, jetzt da uns nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerkspurſche nach Deutſchland ziehen, und alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern blos meinen Beiſtand Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge ſei nicht zu zweifeln, da unſere Handwerkspurſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weiſe einen ſtarken Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Malle-Poſt nachkommen.

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen oder die ſie dafür hielt, ſehr aufpaßte und manches ſchöne tauſend Thaler auf ſolche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die Meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet der ſie ausſpricht. Wie Fröſche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt, der Natur näher ſtehen als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur, inniger fühlen und ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo gibt es auch Menſchen, die gerade weil ſie niedrig ſtehen in der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege, von weite-

rer Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren was ſich draußen begiebt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völker, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven. Dieſe Sympathie gibt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzig Male im Tage überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit funfzehn Jahren iſt nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hof-

prophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das beſtimmteſte vorhergeſagt, und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben nichts vorher gewußt. Dieſes ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs; denn ſie verſchweigen nicht blos was ſie nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten feine Canaillen ſeyn, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catonen, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprinzipien luſtig und haben keine Ahndung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideologen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die ge-

fährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht iſt, kann werden, was war, iſt es für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der gelebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen was die Zeit will und daß ſie darf und kann was ſie will; ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit funfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte

der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurück zu kehren und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo demokratiſch als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan jene und dieſen herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emanzipation, und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Konſtitution des Landes umzuſtoßen; ja hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone

geſtohlen — gegen das Verſprechen keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der konſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehen Jahren unter der Herrſchaft der Kortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzig Jahren, alles was die Farbe der Freiheit trägt mit düſterem glühendem Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan. Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere Sinn tödtet den Innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen nichts voraus, weil ſie zuviel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zuviel um das Einzelne, beſonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräuſch am beſten.

Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeit funfzehen Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! Die Polizei!

V.

Frankfurt den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſei. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei lebendigem Leibe und hält ihm unter dem ſchneiden Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe,

die wir Andern nicht kennen noch ahnden. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſei ein Kind, das gar nicht wiſſe was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glücklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem wie und warum, daß ſie das was darüber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſeyn, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der Schriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt, entweder Gleichgültigkeit, oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit. Das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von ſo hohem

Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſich als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des Andern, ſoviel man ſie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſichs wie ein Franzoſe immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache und Schiller, als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthes Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erſtenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich ſie

nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese.“ Bei den Göttern! Das ist ein Egoist, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos sich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht herauskönne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu schematisiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß sie Liebhaber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen. Was in der That wäre auch nebulistischer als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Göthes Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillge Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Kapitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es los geworden sey. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens

als ungeſunde Zugluft ſcheuen! Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch-ängſtlichen Seelendiät gehorchen! Tauſendmal lieber krank ſeyn!

Göthe diktirt ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes .... Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein; er kann nicht alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſeyn; er glaubt nichts, nicht einmal was er weiß.

Ein Narr im Geſellſchafter, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen. Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch war Göthe, gerade wegen

ſeiner falſchen Naturphiloſophie der rechte Mann, die franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne du Louis XVI gerathen ... Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und vielen Thälern, gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnte. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er ſie nicht blos, ſondern vertheidigt ſie auch, die er doch ſonſt ſo haſſet. Er haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber giebt es

nicht werdendes noch bewegtes denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſein aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen giebt es keine Geſchichte und keine Gährung; alles iſt geſchehen, alles feſt, alles erſchaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das drehen und ſchwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt den 5. Mai.

Das Lumpengesindel von Zeitungsschreibern hat sich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen so verwöhnt, daß sie das Wort hoch ohne Unterscheidung auch bei jeder andern Dimension anwenden. Es gibt für sie keine Flächengröße, keine kubische, sie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher statt von großer Wichtigkeit, sie sagen hoch wichtig statt sehr wichtig. Sie sagen von einer Burg, sie sei tiefromantisch gelegen. O, das ist hochdumm! Sie sagen auch tiefblau statt dunkelblau. Ich glaube Fouque hat das erfunden. Gut für Fouque: Das ist seine Feudomanie. Die Lehensherlichkeit des hellblau über dunkelblau wird freilich hochsinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftsteller an? Warum ahmen sie ihm nach?

Der Berliner Correspondent der Allgemeinen Zeitung — liest man seine Berichte, ist es gerade

als wollte man in's Waſſer beißen: es ſind zarte méringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner ins Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — Der Höchſte, le plus haut. — In höhern Cirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierres erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt; dans les plus hauts cercles hieße alſo nicht in den höhern ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt hauts cercles, cercles élevés ſagte; das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurücküberſetzte ins Deutſche — und es gibt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde cercles élevés heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja ſo viel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! ich bin dabei, ich ſage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! ...

Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comparativ höher, weniger ausdrückt als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine, ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — un haut projet de voyage. Ein höchſtes Reiſeprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt ſo geht's. Ich ſage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Alſo im Ganzen: On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf dem Pont-neuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben,

mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nehmlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der ſelbſt oreille vom Kopfe bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen, hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knöpfte ich meinen Rock auf, und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſey an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſey als

ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſeyn wich er mir ſoviel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und, ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich, mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille aus-

ſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verbrechen häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſeyn, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben: Wo iſt denn die Hölle? . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſo eben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all dieſes naſeweiße Geſchwätz erſparen kön-

nen, wenn ſie ſtatt von einem höchſten Reiſe-projekte nach dem Norden zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungsräthſel nicht zu löſen. O, wir Bürgerlichen haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „Ausland" — eigentlich ſollte es das Innland heißen, denn das Ausland iſt das Innland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „von dem Tode des Kaiſers P. von R." Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers Paul von Rußland die Rede ſei. In dem nemlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſe-projekte ſprechen, erzählen Sie auch: das berliner Publikum beſchäftige ſich viel mit den religiös-myſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie Publikum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeprojekt aber, meinen Sie, ſey ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchſten Reiſeprojekt geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilde und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt was allerhöchſt geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzufertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für Allerhöchſt. Wir Deutſche ſind vorſichtiger geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher Bau gehindert zu ſeyn, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein Legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre, und dem wir Komplimen-

ten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen; wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben,
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn etwas, das furchtbarer, das kriegerischer wäre als Worte? Die höchsten Wälle hat man erstürmt, die stärksten Mauern hat man umgeworfen, aber was sich hinter dem Worte verschanzt, das ist sicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben; nur das alles zerwitternde Jahrtausend zerstört diese Feste. Das Wort ist der Zauberharnisch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiserne Brust zerschlagen.

Gestern die Theorie, heute die Praxis. O! Diesmal werden mir auch die Philister Recht geben; denn wenn der Deutsche hungert, hat er Muth und spricht wie er es denkt.

Der Wagen stand vor der Thür um gepackt zu werden, und zum Tische war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu essen, die in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich schickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden;

aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſey verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu mit mir allein zu ſeyn ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trocknen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſie (mit dem kleinen ſ) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage eſſen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) eſſen, und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O Ihr, Ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſeyn — das kömmt dabei heraus, daß Ihr Hochdiener und Plusmacher, mit Eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber

ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern war gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

VIII.

Soden den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt; ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Neſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöſſe mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mahomet, noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre alles was darin vorgeht ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat

viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſlung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich ſie zu bewundern, ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten

begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge, und begann ſeine wohleinſtudirte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe ſtatt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Parthei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor

Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte: — verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus, se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de privilèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maître le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —“ Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch. —

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund

iſt in Ungnade gefallen, und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hat nichts zu thun, als ſo oft Einer kam und ging zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonienmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſey der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſey durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe alles zugeſchleppt, was er in dem Seinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſey kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt

es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beſtändig und vor Eiferſucht und Aerger blähen ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwöhniſch, daß keiner den Andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um und als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkömmt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erſchrecklich lange. Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh!

Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt am Mayn mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht; es iſt die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, und wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern.

Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten, trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern, die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundes-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herren nießen hören: zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen. Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß

unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt: ſondern daß ſie aus Furcht zu wenig zu thun, mehr thut als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus, blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfürter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja von der Furcht für Oeſterreich allein, beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes befiehlt vergeht ihr alles hören und ſehen; ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſey Gott und Mahomet ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich, mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit, noch heute in meinen Augen gerechtfertigt und ich

würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun mit dem ſtehlen, rauben und morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen zum Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen meine Stiefel anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die engliſchen und franzöſiſchen; aber ſobald es ſich um ſogenannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Beſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch

was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung, von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politiſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen, über die Art wie die Preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen als wenn Ziegeln vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſeyn und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie

ſoll ihre Ziegeln feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Strasburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nemlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell ſchreiben; 9) ſchwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchöne Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als: 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Brandtwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Ammoniac-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmännſche Tropfen. Von allen dieſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, vor

den medicinischen und chirurgischen Flüssigkeiten gar nichts; sondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, schon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynastieen des französischen Kaiserreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einst Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutschen gespielt hatte, Abends mit seinen Generalen spielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiser einige Jahre später auch erfahren. Die Deutschen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob sie zwar der große alle geschlagen hat, behalten .... Diesen Doppelt-Gedanken hatte ich vor dem deutschen Hause.

Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Graphelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angst betrübte es mich besonders, daß ich aus der ganzen Reise-Apotheke nicht wenigstens das Ammoniac-Salz gegen Uebligkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotterie-Collecteur saß, bei dem das

große Loos herausgekommen war oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, mir immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nemlich $\frac{3}{3}\frac{9}{9}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſey; denn da eine Behörde oft ſchon für die zweite Meile Requiſitorialien braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collecteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der Chauſſee kam mir wunderlich vor; aber der Collecteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt

hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collectrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nemlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahndete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechifriren würde. Auch iſt dieſe Ahndung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Strasburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft

nicht, denn man ſchimpft zurück. Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kömmt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größeren und geringeren Schmerzen, nicht auf die größern oder kleinern blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute Portofrei zu benachrichtigen, daß alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorbeieilenden Poſtwagen, es wagend ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines

waldigen Hügels, unter einer Eiche, eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunkeln Wolken ſeines Geſichts blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeine launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind, rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kömmt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig uud abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſeyn, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Eſel, ſtatt frei umherzugraſen wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen

Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat wer nichts hat; wer viel, hat immer zu wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle als mir heute die ſo glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren: denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſei. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den viel zolligeren Mauthfuß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere, bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes alles aus dem Fenſter des Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte

ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt waren, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen, und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt. Nur

etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Strasburg an, drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopfe hinein, ſah ein Menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſeyn und öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame hervor: die Notre-Dame aber

faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehen Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahndete den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus um zu Frühſtücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte Oh, Monsieur! das ver-

blüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin, ich hätte kein Geld mein Frühſtück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett habe. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Knee reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. Indeſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen geleſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es

dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren, und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſey, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſey und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. „Je suis père de Famille,“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts

Klügeres thun könnten als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schaafe werden, und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Vierzehn Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Partheien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Kourier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre „d'ailleurs un homme de bonne foi.“ Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche

darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen ohne zu unterſuchen annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin; daß ich nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß, ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie ſieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen wenn ich will; ich

will aber nicht. Warum auch? Es kann ſich eine Furche finden, in welche ein ſtilles Saamenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!“ — riefen ſie aus, und ſahen einander an, und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll' ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehen Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes, und ſcheuen ſich, da wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſeyn. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem Bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen, Menſchen, Schriftſteller und Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft

ſehr grob; aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz, iſt Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen iſt nur wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſey man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm womit der Bettler den Reichen an die Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und feſt hält. Er iſt der unerſchrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott ſieht, wo ihn noch kein Andrer ahnet. Der Witz iſt das demokratiſche Prinzip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt: der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird

verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten; Göthe's und Schillers so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit; so Göthe und Schiller. Sie zählten wieder andere, die sind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: so Voltaire und Lessing.

— Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt: so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller wo er an Göthe von dem schlechten Absatze der Propyläen berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums" . . . Er schreibt: „Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutschen Publikum gegeben" . . . . Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich." Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt und derber als Schiller. Man

muß nicht aufhören ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeyd keine Nation, Ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie ſind ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf! Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk dem ſie angehören ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen nicht es ſeyn; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben, und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen und

Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menſchheit an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt ein deklamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch ſein Anführer ſeyn; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Gequicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Dämiſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen:

„Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtern zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Charaden mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ſein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken, ſie mit den Königen und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das was den Beſten gefällt in Jedermanns Hände finden ſollte?“ Wie kann ſich in Jedermanns Hände finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit als Waſſer-Kur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen will ich mir die hochpreißlichen Rezenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſeyn werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht alles gefaſelt, was nicht alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen nnd einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſey wunderlich, daß man ihn hochpreißt; das iſt erklär-

lich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als einen Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte, und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man den Mackbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wollte in Bauſch und Bogen bewundert ſeyn. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten frommen Fingern darüber her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“

Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der funfzig tauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anſtaunen; ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſem Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verſtorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theil geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, „wie viel auch er von Glück und Genuß verloren, „drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Ma„jeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und „Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, „wodurch ich friſche Anmuth über meine hohen „Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte .... „Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vor„ſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausge-

„ſprochene Geſinnungen dieſes alles dem Freunde „in hohem Maaße wiederfahren wäre; um ſo er„wünſchter und förderlicher, als er das Glück in „friſchen vermögſamen Jahren hätte genießen können. „Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durch„aus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine „Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein „heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine „Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleu„nigt geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fort„währender Freude, und der Welt zu dauernder „Erbauung.“

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes verkümmern ließen? Er wagt es ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein es iſt Alters-Schwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte

ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die feſtverſchloſſene uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herren abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatſache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen, Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheile geſichert hatte. Warum hat Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herren ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preißt das deutſche Vaterland; aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen ſchöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und

damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den Europäiſchen Staaten die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirkliche Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſt zu halten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll, und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſchland, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der Bürgerlichen und alle Staatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherrn, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht,

dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum, und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum lachen wenn man lieſ't, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war alſo zwei Mal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre, einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſeyn können, ſein

Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands; Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleisneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen

Händen Schuldlos-Gerichtete vom Galgen herab. Rouſſe'au war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl möchte ſeyn. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen" des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal

auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du haſt gelebt.

XII.

Soden den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückte mich. Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen; ich war nicht mehr in Deutschland.

Gute deutsche Freunde, die mein deutsches Herz besser kannten, als wortfressende Rezensenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreisen zu hören. — Du und dieses Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht so, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzosen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe sind innere Güter, die jeder Deutsche mitbringen kann in jedes Land. Aeussere Güter verlassen wir

nicht im Vaterlande und dieſe alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden, iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſeyn.“ Da nun mehr iſt glücklich ſeyn als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die das ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menſchenfeind, oder noch ſchlimmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevöl-

kerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor, und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen geſchehen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein großes Mißgeſchick kehrt erſt nach ſo langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regelloſigkeit, für eine Willkühr der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit; Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl

derſelben ſich faſt gleich bleibt; wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth, ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfectur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder auszifcht und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu

ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, ſich mitbewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Stael von Paris ſagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie; in Paris ging ich nach Hauſe um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderſpucke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger; die beſten unter den Alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung! aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne, habe ich die entſetzlichſte Langweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge ſelbſt für mich, auch noch ſo breit; aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die welche arbeiten genießen nicht, und die welche genießen, die welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nehmliche Station immerfort hin und zurück macht, und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe ma-

chen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſeyn.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es giebt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen ſind ſo viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr

Geiſt zuſammengehäuft als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriziert, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, friſch, aber nur roh zu haben iſt: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſeyn, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffeln rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin alles aufgelößt iſt, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſeyn, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt, und das Allen wichtig zu ſeyn auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Städte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amüſirt ſich homöopatiſch: in einem Kübel Langweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Heerd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort, nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ſucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die Feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Heerd. Sie nennen das: Klubbs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonien, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört jeder nur das Echo ſeiner eignen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tagesbeſchäf-

tigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In dieſen Klubbs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billiardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod; dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus funfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen die Draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommunizieren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub, mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſeyn, ſo will ich ihnen etwas wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimm-Recht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzig

tauſend Wählern nicht fertig werden .... und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſeyn!

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe, mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubbs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen, und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen; denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover

in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft klaſſiſch ſeyn werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein Paar und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannövriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung ſo oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir begreiflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinauswerfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin auf einem grünen Tiſche viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte

mich in das Leſezimmer führen. Dieſer antwortete, das ging nicht an, das Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thüre offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt für mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes, das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich agaciren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Tabak rauchten, Billiard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand. und das nennt man einen

öffentlichen Garten. Ich ſetzte mich unter den Bäumen, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nehmlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen Menſchen zu ſehen und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nehmlichen Reiſe übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwiſchen Minden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſeyn, ſondern ich habe auch darin geſchlafen, und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz ſchien

gut wie die meiſten Kronprinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldene Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein Oeil de boeuf, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geſchoſſe waren, und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldenen Buchſtaben ja, über der andern nein geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Einbecker werden ſchändlich betrogen und ahnden es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der

Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus ja in nein, und aus nein in ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino-Präfect hat die Wahl ganz in ſeiner Gewalt. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentier mit grüner Seide überzogen. Ich ſtecke eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm-Eichel aus dem Caſino zu Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lehnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

Giace l'alta Cartago, a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba;
Muciono le città muciono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena e erba;
E l'uom d' esser mortal perche si sdegni?
O nostra menta cupida e superba!

XIII.

Soden den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langenweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langweilchen einführe.

— Der Bionom Butte giebt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre Leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie

wäre noch keine vierzig Jahr alt. Herr Gruithuiſen in München iſt doppelt ſo freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen; es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis, nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereiſten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte" nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geiſtlicher, betrunkene Gäſt —
Sprich! wie reimt man des am beſt'?
Bonifazius kam aus England;
Landesmutter iſt verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;

Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Uebel ſtammen. —
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben Carnots von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Style gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen, nicht das Weſen der Tugend, das man gering ſchätzt, ſondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht,

die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louis'dors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten ins Fäuſtchen lachen ſieht, wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Direktorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amts-Reiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staats-Schatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet; aber Coopers Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach

ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in nichts mehr als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecur-Stellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſeyn, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeife am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hut-Sarg. Da war es mir als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf; ich räche

den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum ſterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte ins Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. — Madame Molli. — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Witwe. — Witwe! ſehr ſchön; aber eine Madame! Das iſt ſchlimm. Ich beſitze funfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linneiſches Syſtem von allen Witwen-Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Witwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Witwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne

und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſeyn? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Witwe; dein Herz iſt mein, kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vocal-Muſik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Silbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Witwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Witwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich Freudenroth und Liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir

ungemein gut gefällt. Es iſt als wenn ein Lüft-chen ſie beugte, es iſt als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, wo-rin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die drei-zehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadets? der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſei eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauen-zimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas unreinliches. Laßt die Todten ruhen von Raupach. Uhlands Ge-dichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es ge-fallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift nicht mit der Ju-gend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind

ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter: aber hochmüthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's Weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verſtand leſen: mit Herz habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein Beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechzig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte, und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt, iſt halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangene ſind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht,

das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomo ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andre fand er, dieſes ſuchte er, Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der Lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber dieſe Würde kömmt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht alles berechnet und angeordnet, ſtatt Ehrfurcht, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die Gottentſprungene Macht erweckte,

Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn Machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme Scheinbeherrſchte Menge preiſt das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht euch vor mit Allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen! Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem was er ſpricht, ſteht: tel

est notre plaisir. Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eignen wie der fremden beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der flügellahme Leſer preiſt einen Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu erheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der Menſchenliebende Gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern Kinder zu heben: uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen

Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

XV.

Soden den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die keinen neben ſich dulden können und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorne Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer Angſt die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten,

und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle. Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Laſitte zu Mittage gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Laſitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erderſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einem jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen, und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer ſie beide eigent-

lich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half alles nichts, die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Caffee-Saale auf und ab, und erkundigte ſich auf das freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, daß iſt nöthig;
Niemand haß' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch ins beſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin

ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauersſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Schaam. Ich ward blas vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. „I n'y a pas de réparation“ — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Geſandſchafts-Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich „sa bourgeoise“ gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein Petſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durch-

laucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber ſeine Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adelige Wappen luſtig zu machen und fragte unter andern: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeyen alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber er ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? I n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſundheit noch ängſtlicher beſorgt als nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner-Müz-

chen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Trottel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin, ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Kommiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſey? Der Kommiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt, gegenwärtigen vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiederte er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakaien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluftigen Fluſſe liegt.

Ich unter vielen andern Maulaffen, ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in Anſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der ſengenden Juli-Sonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten: aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern, und ſich in eine Geſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand

hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetiſchen Maaßregeln und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abendgeſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adeligen von den Bürgerlichen abſondern als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus dem Varietés und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut Sie hier zu finden. Dann monſcherte ich ihn den ganzen Abend ſehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthieen arrangirt wurden, zwang ich ihn Ecarté mit mir zu ſpielen Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er iſt nach

mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. „Sie ſind ſehr beſcheiden" — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Baron gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, welches mir große Freude machte.

An die geehrten Herren Subscribenten auf Börne's Schriften.

Als wir im November des Jahres 1828 die Herausgabe der Börne'schen Schriften ankündigten, versprachen wir für den damals bestimmten Preiß 120 Bogen in 7 oder 8 Theilen zu liefern. Nun füllen die ersten 7 Theile 117 Bogen. Das gegenwärtig erfolgte 8te Bändchen beträgt 8 Bogen; mithin lieferten wir fünf Bogen mehr, als wofür wir uns verpflichtet haben.

Der 9te und 10te Band dieser Schriften erschienen, als Fortsetzung, bereits im abgewichenen Herbst, zugleich unter dem zweiten Titel: „Briefe aus Paris 1830 — 1831." Dieses ist die Schrift, die, in freilich verschiedenem Sinne, ebenso sehr die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums erregt, als die Beachtung der Regierungen in Anspruch genommen hat, so daß sie in Preußen, Baiern, Dänemark, Hamburg und Frankfurt sogar verboten und confiscirt ist. (Oesterreichs gedenken wir hier nicht, weil dahin dergleichen Bücher überall nicht zugelassen werden.) Ja der Verleger, obschon derselbe sich bewußt ist, bei dem Verlage dieser Briefe alle Vorschriften der Preßvormundschaft erfüllt zu haben, — und

während der Verfaſſer des Buches ſeinen Namen ehrlich auf dem Titel genannt hat — iſt wegen der rein merkantiliſchen Beſorgung des Abſatzes dieſes Buches von dem hieſigen Fiscal peinlich angeklagt worden, wovon der Erfolg zu erwarten ſteht.

Ein Seitenſtück zu dieſer Verfolgung der Preßfreiheit iſt — in unſerem hieſigen Bereiche — das Verbot einer ebenfalls bei uns erſchienenen Broſchüre, betitelt: „Don Miguel der I. Uſurpator des Portugieſiſchen Thrones gr. 8. 108 S." eines der Auszeichnung werthen Büchleins, in welchem die Rechte der Königin Donna Maria da Gloria mit beſonderer Sachkenntniß und in kräftiger Darſtellung vertheidigt ſind. Das Buch iſt in Folge der Denunciation eines unſerer Mitbürger, des hieſigen Kaufmanns de Vivanco, der zugleich Ritter, und Königl. Spaniſcher General-Conſul iſt, confiscirt, und bei 300 Fl. verboten worden, und zwar, weil die, in die Ereigniſſe des unglücklichen Portugals ſo mächtig eingreifenden Intriguen der verſtorbenen Königin von Portugal, die bekanntlich eine Infantin von Spanien war, ſo ohne Scheu zur Schau geſtellt ſind. —

Hamburg, den 1. März 1832.

Hoffmann und Campe.